



G. A. Bürger's sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Sechster Band.

Rechtmäßige, vollständige Ausgabe.

Berlin,
bei C. F. A. Christiani.
1824.

G. A. Bürger's sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Sechster Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

G. A. Bürger's
vermischte Schriften.

Herausgegeben
von
Karl v. Reinhard.

Vierter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

Inhalt des sechsten Bandes.

Vermischte Schriften. Vierter Theil.

Druckfehler.

Im sechsten Bande.

Seite		Zeile	
Seite	21,	Zeile	3 v. u., statt sowohl, lies so wohl.
⸗	28,	⸗	8 v. u., st. Gebiete, l. Gebiethe.
⸗	54,	⸗	3 v. u., st. lassen., l. lassen.„
⸗	89,	⸗	9, st. Delai, l. Dalai.
⸗	165,	⸗	1, st. Wollt, l. Wollt'.
⸗	175,	⸗	4 v. u, st. Collecteurs, l. Collecteure.
⸗	181,	⸗	3 v. u., l. ich!„ — „Und.
⸗	188,	⸗	13, st. pstegten, l. pflegten.
⸗	205,	⸗	3, st. Jannuar l. Januar.
⸗	⸗,	⸗	14, st. in, l. zu.
⸗	227,	⸗	4 v. u., st. Schottländer, l. Schotten. So auch, der Gleichförmigkeit wegen, S. 230, Z. 1 u. 2 v. u., S. 231, Z. 10, S. 233, Z. 7 u. 12, S. 250, Z. 7 v. u., S. 266, Z. 6 v. u., S. 268, Z. 2, S. 287, Z. 14, S. 288, Z. 10.
⸗	236,	⸗	10, l. Benehmen der.
⸗	248,	⸗	7 v. u., streiche das zweite eine.
⸗	266,	⸗	1 v. u., st. Schottländischen, l. Schottischen.
⸗	271,	⸗	3, streiche zu
⸗	288,	⸗	9 v. u., st. Schottländische, l. Schottische.

Vermischte Schriften.

Vierter Theil.



I.

Vorschlag,

dem Büchernachdrucke zu steuern.

Vorschlag,

dem Büchernachdrucke zu steuern *).

„Das müßte aber doch mit dem T . . . l zugehen, wenn gar auf der Welt Gottes nichts wider den schurkischen Büchernachdruck helfen sollte!„ — so erinnere ich mich öfters gegen diesen und jenen Buchhändler aufgefahren zu seyn, wenn er mich aus meiner Geduld heraus geseufzt, geklagt, geschimpft, geflucht und gesacramentirt hatte. — „Ach! war die Antwort, dawider hilft nichts. Wie vielerlei ist nicht schon umsonst versucht? Gesetze, Privilegien, Satyren und die kräftigsten Trümpfe sind vergeblich gewesen, und werden es seyn. Selbst das strengste allgemeinste Gesetz in Deutschland würde dawider nicht Alles ausrichten. Was ist vollends zu erwarten, da so viele Fürsten sich noch nicht schämen, den Stehler in ihren Ländern zu hehlen? Neulich haben wir uns fast an die Sechzig bis Siebenzig schriftlich verbrüdert, wir wollten keinen Nachdruck unter unserm Sorti-

*) Abgedruckt aus dem Deutschen Museum. 1777. 2. Band. S. 435.

D. H.

ment gestatten. Alles umsonst! Die ehrlichern Buchhändler, wenn sie schon selbst nicht nachdrucken, wollen oder können dessen ungeachtet nicht Umgang nehmen, dem Nachdrucker seine Waare abzukaufen und weiter zu verhandeln.„ —

Nun wohlan denn! sprach ich zu mir selbst, raffe dich einmahl auf, mein Verstand, und spann' alle deine Segel bis an die Wimpel aus. Wär' es ja doch nichts Geringes, wenn du allein ausführtest, was so mancher Gelehrte, so mancher raffinirte Buchhändler, was kein Deutscher Potentat, was Kaiser und Reich mit aller ihrer Macht zusammen genommen, ja selbst der fürchterliche Friedrich Eckardt *) mit seiner Knute und giftigen Scorpionen nicht vermochten!

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Liebe Leute, der Hiatus geschah bloß des Spaßes und der Vorrede wegen. Denn der Vorschlag, den ich euch darlegen will, und seine Erfindung bedurften ganz und gar so großen Hülfhohlens nicht. Schon längst lag er mir, wie euch

---

*) S. Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Joh. Chr. Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift. 1776. 8. — Friedrich Eckardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tob. Göbhardt. 1776. 8. Fliegende Blätter, die Keinem unbekannt seyn sollten, der echten Witz, Satyre und Laune zu fühlen weiß.

Allen, vor der Nase. Der Unterschied zwischen mir und euch war nur der, daß ich kurz vor mir hinsuchte und fand, Ihr aber ohne Noth eure Blicke in's Weite schosset, und nicht fandet, wie denn dieß gar oft der Fall auf Erden zu seyn pflegt. Wenn ich euch mein Project werde entwickelt haben, so wird's gehn, wie bei dem Eie des Columbus. „Ja wahrhaftig, das ist auch wahr!„ werdet Ihr sagen. Nun zur Sache!

Gibt es unter allen Deutschen Buchhändlern nur funfzig, frei und rein von Nachdrucksſünden, und sie wollen nach meinem Vorschlage handeln, so getraue ich mir, ihnen zu versprechen, daß ihnen hinfort der Nachdruck nicht nur keinen sonderlichen Schaden mehr zufügen, sondern daß dieser räuberische Vogel Greif ganz und gar mit Leib und Seele zu Grunde gehen soll.

Der meiste Büchernachdruck geschieht, wie das Gaunern und Stehlen überhaupt, um des schnöden Gewinstes willen. Nur selten mag er aus Muthwillen, oder Rache gegen diesen und jenen rechtmäßigen Verleger ausgeübt werden. Gäbe es nun ein Mittel, dem Nachdrucker den schnöden Gewinst, oder seine Rache, nicht nur gänzlich zu vereiteln, sondern ihm sogar noch oben drein ein beträchtliches Loch in seinen eigenen Beutel zu machen, so müßte ihn ein

böser Geist plagen, wenn er noch weiter nachdrucken, und in seine eigenen Eingeweide wüthen wollte.

Ein solches und, wie mich dünkt, sicheres Mittel aber ist: Die Einrichtung einer förmlichen Assecuranz-Societät und Casse, aus welcher dasjenige Mitglied, welchem ein Verlags-Artikel nachgedruckt wird, eine solche Vergütung erhält, daß es von dem Tage an, da der Nachdruck erscheint, seinen Artikel wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, verkaufen kann, und welche Societät noch über dieß sich erlauben mag, den Nachdrucker mit Repressalien zu strafen, ihm seine sonst rechtmäßigen Artikel, wenn er deren hat, wieder nachzudrucken und um ein halbes Spottgeld zu verkaufen, oder gar zu verschenken.

Daß ein solches Institut, wenn es nur einmahl erst da wäre, den Zweck vollkommen erreichen werde, daran habe ich zwar selbst mit Gewalt zu zweifeln versucht, aber nicht vermocht. Ich sollte also denken, daß auch kein Anderer daran zweifeln könnte. Ob aber die Einrichtung so leicht, oder gar überall möglich und thunlich sey? das ist eine andere Frage. Ich muß also den Vorschlag weiter, und so deutlich, als möglich, zu entwickeln versuchen.

Wollten die angenommenen Funfzig, — wären's Mehrere, desto besser! wären's aber auch ein Zehn weniger, immer auch noch gut! — wollten sie, sag' ich, sich bloß dahin

verbrüdern und verbinden: Dafern Einem von uns ein rechtmäßiger Verlags-Artikel nachgedruckt wird, so wollen wir unter einander ihm eine zu gleichen Theilen von uns zusammen geschossene Vergütung dergestalt thun, daß er seinen Artikel um die Hälfte wohlfeiler, als der Nachdrucker, geben kann, — so dürfte wohl solche Verbindung, wegen folgender Schwierigkeiten, bei weiten nicht hinlänglich seyn:

1. Vielleicht gibt der Beschädigte, bei eintretendem Falle, den Schaden nicht richtig, sondern zu hoch an, und denkt schlecht genug, seine Mitgenossen über die Gebühr in Contribution zu setzen.

2. Sollte der Beschädigte jedes Mahl bei seinen neun und vierzig Mitgenossen umherwandern, und von ihnen die Beiträge einsammeln, so möchte es wohl gute Weile haben, ehe er Alles zusammen brächte. Mancher Beitrag bliebe vielleicht gar im Laufe. Mühe und Correspondenz hätte er umsonst. Porto und andere Auslagen, — Mahnen und Warten, — wieder Mahnen und wieder Warten, — kurz, hundert Inconvenienzen würden ihm die Vergütung erschweren, versalzen, und am Ende wohl gar großen Theils zu Wasser machen.

3. Es fehlt einer solchen Einrichtung ein fest genug eingerammelter Mittelpfahl; es fehlt an Banden, die Mitglieder hinlänglich daran zu fesseln. Der müßte die Men-

schen, ihren Eigensinn, ihre Grillen und Launen im geringsten nicht kennen, der sich einbilden wollte, ein solches so schwach in einander gefügtes Gebäude könne lange Bestand haben. Ein Hauch der Wetterlaune eines einzigen Kranskopfs könnte die ganze Herrlichkeit, wie der Wind die Spreu, zerwehen, der äußern ungleich mächtigern Stürme, denen ein solches Gebäude ausgesetzt seyn wird, nicht zu gedenken.

Diesen und andern Inconvenienzen abzuhelfen, muß zugleich eine gemeinschaftliche Assecuranz-Casse, an einem gewissen und bequemen Orte, unter landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht, unter sicherer, kluger und fleißiger Verwaltung errichtet und unterhalten werden. Über die Einrichtung einer solchen Casse muß ich mich näher erklären. Die Antworten auf folgende Fragen werden hinlängliche Erläuterung enthalten.

I. Woher soll die Grundlage kommen?

II. Wie soll die Casse unterhalten und vergrößert?

III. Wie weit vergrößert?

IV. An welchem Orte?

V. Unter welcher Gestalt landesherrlicher Bestätigung und Oberaufsicht?

VI. Von wem und wie verwaltet? und endlich

VII. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

I. Woher soll die Grundlage zur Assecuranz-Casse kommen?

Jeder der funfzig Verbündeten müßte ein Gewisses, etwa 50 Thaler, aus seiner Tasche hergeben. Dieß wird ja hoffentlich nicht zu viel seyn, da ich wohl annehmen kann, die Societät bestehe größten Theils aus Hundert- aus Funfzig- Dreißig- und Zwanzig- wenigstens doch aus Zehn- und Fünftausend-Thaler-Leuten. Nur ein einziges Mahl auf der Messe minder locker gelebt, so sind diese 50 Thaler schon reichlich wieder erspart. Kurz, der müßte ein armseliger Buchhändler seyn, der nicht einmahl 50 Thaler zu einem so nützlichen Endzwecke aus seiner Handlung entbehren könnte. Über dieß wird diese Auslage, wie ich unten zeigen werde, in der Folge mit Wucher wieder in eines Jeden Tasche zurück kehren. Sonach hätte die Societät eine Casse von 2500 Thalern beisammen, woraus schon der Erste von ihr, dem ein Artikel nachgedruckt würde, ja vielleicht schon der Zweite und Dritte, wenn die Artikel anders nicht allzu kostbar wären, welche jedoch schon an sich selbst, der Kostbarkeit wegen, dem Nachdrucke nicht so sehr ausgesetzt sind, Schadensersetzung bekommen könnte. Wollen und können die Zusammentretenden die erste Einlage noch größer machen, so wird es noch sicherer und besser seyn.

Allein auf diese Weise könnten die Nachdrucker die Casse bald sprengen, und immer wieder von neuen, wie im

Anfange, einzulegen, möchten die Mitglieder bald überdrüssig werden. Diese Betrachtung leitet mich auf

II. Woher soll die Casse unterhalten und vergrößert werden?

1. Durch die Zinsen, welche die erste Grundlage abwerfen kann. Denn natürlicher Weise darf das Capital nicht todt im Kasten liegen, sondern muß, gegen Verzinsung, sicher in eine Bank oder Handlung gelegt werden, von wannen man zu allen Zeiten, so viel man braucht, promt zurück ziehen kann.

2. Jedes Mitglied muß, ungeachtet des bereits hergegebenen Fonds, dennoch hernach seine Verlags-Artikel, die es gegen den Nachdruck gesichert wissen will, besonders auf eine gewisse bestimmte Summe, vor dem Verkaufe, bei der Societät, oder deren Direction, einzeichnen lassen, und davon gewisse bestimmte Procent-Gelder an die Casse entrichten. Die einzuzeichnende Summe müßte, wenn man richtig zu Werke gehen wollte, nicht nur die auf den Artikel verwandten Kosten, sondern auch den daraus zu hoffenden Profit in sich begreifen. Es hat z. B. Einer von dem Artikel eine Auflage von 1000 Exemplaren gemacht. Er hofft, sie ganz abzusetzen, und setzt er sie ganz ab, so kommen ihm an verwandten Kosten und Profit 1000 Thaler ein. Dann lasse er die-

sen Artikel auf 1000 Thaler hoch assecuriren, und bezahle von dieser Summe die Procent-Gelder.

3. Da solche Assecurations-Einzeichnungen auch von Fremden, die in der Societät nicht mit begriffen sind, angenommen werden können, und höchst wahrscheinlich vorfallen werden, so mag man auch diese unter die Zuflüsse der Casse mit zählen. Beiläufig aber merke ich an, daß diese viel höhere Procente, als die beständigen Mitgenossen erlegen müßten, und aus der Casse, außer der Sicherheit für ihren einzeln eingezeichneten Artikel, keinen von den Vortheilen genössen, deren, wie unten vorkommen wird, die ordentlichen Mitgenossen sich zu erfreuen haben.

Diese besondere Einzeichnung ist ein wichtiger Hauptumstand, der niemahls abgeschafft werden darf, wenn die Societät mit ihrer Casse Bestand haben soll. Denn außer dem, daß

A. die Casse dadurch immerwährende Nahrung und Wachsthum erhält, wird

B. der Vortheil gewonnen, daß die wahre, mit Kosten und Profit verhältnißmäßige Vergütungssumme, schon vor dem eintretenden Falle des Nachdrucks, bestimmt ist. Es wird also verhindert, daß Jemand in's Gelag hinein den Werth seines zu verassecurirenden Artikels angebe; indem, je höher Einer assecuriren läßt, je mehr Procent-Gelder er ge-

den muß. Auch fällt alle nachherige Berechnung, Chicane, Aufenthalt u. s. w. gänzlich weg.

Drei Procent, — vielleicht noch weniger, ich will aber einmahl so viel setzen, — wäre wohl für ein ordentliches Mitglied als vollkommen hinlänglich zu achten. Denn ich darf annehmen, daß meine funfzig Societäts-Genossen so ansehnliche Buchhändler sind, daß durch die Bank jeder von ihnen jährlich auf 2000 Thaler hoch einzeichnen lassen werde. Es würden also von 100,000 Thalern die Procent-Gelder 3000 Thaler jährlich betragen. Dieser Zuwachs, die Einkünfte von fremden Einzeichnungen noch nicht einmahl mitgerechnet, würde sehr ansehnlich und vollkommen hinreichend seyn. Denn es ist zu bedenken, daß nach gemachter Einrichtung der Nachdruck die Ohren gar mächtig sinken lassen, und die Casse in der Folge selten oder niemahls einen Stoß davon auszuhalten haben werde.

Wenn aber dem also ist, so wird die Casse ohne Noth in's Unendliche vergrößert werden, und mit der Zeit den beträchtlichsten Theil des Nutzens, den die Buchhändler durch den capot gemachten Nachdruck zogen, in sich verschlingen. So wünschenswürdig die anfängliche Vergrößerung, zur Consistenz und Dauer des ganzen Instituts, wäre, so überflüssig und lästig würde sie für jedes Mitglied werden, wenn die

Größe die Gebühr und Nothdurft übersteigen sollte. Es fragt sich also:

III. Wie weit soll die Casse vergrößert werden?

Es wird auf die Interessenten ankommen, ihr ein gewisses Maß und Ziel zu setzen. Diesen aber wird es im Grunde nichts schaden und kosten, wenn sie selbige so anschwellen lassen, und hernach in solcher Stärke erhalten, daß sie wenigstens funfzig ansehnlichen Nachdrücken die Spitze auf Ein Mahl zu biethen vermag. Denn es ist möglich, daß die Nachdrucker, wie wohl öfters Spitzbuben aus Verzweifelung gethan, sich zusammen rottiren, und die Assecuranz-Casse durch mehrere Nachdrücke auf Ein Mahl zu sprengen versuchen. Also muß man immer gegen einen stärkern Angriff gerüstet seyn, als wahrscheinlich zu erwarten stehet.

Wenn nun aber die Casse dieses oder ein anderes vorgestecktes Ziel erreicht hat, was ist dann anzufangen? Soll sie dann etwa sich bloß durch sich selbst nähren? — Hierzu würde sie freilich im Stande seyn. — Und sollen alsdann die Assecurations-Einzeichnungen, oder doch wenigstens die Procent-Gelder von den Mitgliedern wegfallen? Letzteres nimmermehr! Aus Ursachen, die ich oben schon angeführt habe. Vielmehr muß ein anderer Canal eröffnet werden, vermittelst dessen die Casse eben so, wie sie aus den 50 Taschen der Mitglieder zusammen geflossen ist, wieder einen immer-

währenden Aus- und Rückfluß mit Wucher in die Taschen der Interessenten erhält. Ich sage mit Wucher! Denn nicht nur dasjenige, was sie an einem Orte hinein fließen lassen, muß ihnen am andern Orte der Rückfluß wieder zuführen, sondern dieß muß sogar Zinsen mitbringen. Die Möglichkeit dessen ist aus Folgendem klar. Was für Ausgaben wird die Casse sonderlich haben? Höchstens weiter keine, als die, welche allenfalls, jedoch selten genug, ein Nachdruck, oder die Besoldung der Direction und Verwaltung veranlassen möchte. Diese Ausgabe aber muß gegen dasjenige, was die Casse an Zinsen und Procent-Geldern für fremde Assecuranzen abwerfen kann, nur ein sehr Geringes betragen. Über dieß läßt sich vielleicht eine Operation anstellen, vermöge welcher das Haupt-Cassen-Capital sich ungleich ansehnlicher, als durch eine bloße zinsbare Ausleihung, verinteressiren könnte. Wie wäre es z. B., wenn die Societät eine Buchhandlung anlegte?

Was aber die Art und Weise des Cassenabflusses betrifft, so schlage ich, weil mir nichts anders gleich beifällt, von Zeit zu Zeit eine simpele bare Vertheilung unter die ordentlichen Mitgenossen vor, wovon die Fremden, die keine ordentlichen Mitglieder sind, unerachtet sie wenig oder viel mögen haben einzeichnen und assecuriren lassen, ausgeschlossen seyn müssen.

Da aber ein jedes Mitglied seinen funfzigsten Theil an

dem Eigenthum des beständigen Hauptstocks hat, so fragt sich: Wie es damit zu halten sey, wenn ein Mitglied bei seinem Leben, oder durch seinen Tod, aus der Societät abtreten sollte? — In diesem Falle muß es ihm, oder seinen Erben, vergönnt seyn, seinen Antheil ganz heraus zu ziehen. Entweder kauft ihm alsdann ein Anderer denselben ab, und stammt sich auf diese Weise zur Mitgliedschaft an des Abgegangenen Stelle ein, oder es ist die ganze Societät gehalten, den Abgehenden, oder dessen Erben, aus der gemeinschaftlichen Casse abzufinden.

Was hat nun der Abgehende eingebüßt? Gesetzt, er habe schon seit geraumen Jahren den Cassenüberschuß, als Verzinsung seines Capitals, gezogen, so zieht er nun am Ende das Capital selbst zurück. Nichts hat er also verloren. Was verloren? — Hat er nicht den enormen Nutzen gewonnen, daß sich kein Nachdrucker unterstanden hat, ihm viele Tausende zu Wasser zu machen?

IV. An welchem Orte soll die Casse und, so zu sagen, das Haupt-Quartier der ganzen Societät seyn?

Die Antwort kann kurz seyn. Wo anders, als zu Leipzig, wo der Hauptmittelpunkt des ganzen Deutschen Buchhandels ist, und wohin jeder Buchhändler des Jahrs wenigstens Ein Mahl reiset.

V. Was für Gestalt soll die landesherrliche Bestätigung

und Oberaufsicht, die dem Institute nothwendig seyn will, haben?

Jedermann sieht leicht, daß, wenn ein solches Institut vorhanden seyn sollte, die bisherigen Privilegia als überflüssig wegfallen und der Fiscus einiger Landesherren einen Zweig seiner Einnahme verlieren werden. Es will daher nöthig seyn, um der Mißgunst auszuweichen, daß die Societät sich wenigstens Einen Fiscus zum Protector und Freunde mache. Welcher andere sollte das seyn, als der Chur-Sächsische, da dieser vorher von den Bücher-Privilegien das Meiste mit einzukommen hatte, und da das Haupt-Quartier der Societät und Casse in einer Chur-Sächsischen Stadt ist? Mit Chur-Sächsischer Landesregierung müßte also um ein Äquivalent für die wegfallenden Privilegien gehandelt, es müßte von ihr Protection und Bestätigung der Societät, ihrer Einrichtung und ihrer Gesetze, es müßte von ihr eine Commission zur Direction und Oberaufsicht über die Verwaltung und über den Gang der ganzen Maschine erbethen werden. Ohne diese landesherrliche Protection, Bestätigung und Oberaufsicht kann, wie aus den Antworten auf die folgenden Fragen noch weiter erhellen wird, das Institut weder in Gang kommen, noch im Gange erhalten werden.

VI. Von wem? und wie soll die Casse verwaltet werden?

Daß die Verwaltung von der Direction und Oberauf-

sicht verschieden sey, ist wohl überflüssig zu sagen. Jene nimmt Gelder ein, gibt Gelder aus, und führt Rechnung darüber; Alles nach den Gesetzen einer ordentlichen vortheilhaften Haushaltung. Diese hergegen ist Zuschauerinn, sieht überall nach den Rechten, und läßt sich die Rechnung mit vorlegen. Jene wird aus den Mitteln der Societät; diese aber von der Landesregierung bestellt und angeordnet. Zwei Hauptpersonen, die cautionsfähig sind, und in Eid und Pflicht genommen werden müssen, und wovon die eine Rechnung, die andere aber Gegenrechnung führet, scheinen hinlänglich zu seyn. Diese könnten ansehnliche in Leipzig wohnende Buchhändler und Mitglieder der Societät seyn. Sie müssen für ihre Dienste, so wie etwa die sonst noch erforderlichen Personen, besoldet werden.

VII. Nach welchen Gesetzen soll überhaupt die Societät ihrem Endzwecke gemäß unterhalten und fortgesetzt werden?

Wenn die Funfzig zusammen getreten sind, ihre Einlage gemacht, landesherrliche Protection, Bestätigung und Oberaufsicht durch Commissarien erlanget und Cassenverwalter bestellet haben, so hält die Societät

1. Ein Mahl alle Jahre allgemeine Zusammenkunft. Diese geschieht auf derjenigen Messe, da die Buchhändler unter einander abrechnen, und welche mithin von den meisten Buchhändlern bereiset wird. Zu dieser Zusammenkunft

hat jedes Mitglied entweder persönlich, oder durch Gevollmächtigte freien Zutritt und Stimme. Auf diesen Zusammenkünften legen die Cassenverwalter Rechnung von dem verflossenen Jahre ab, und erhalten darüber Entlassung. Es wird über Wohl und Wehe der Societät Rath gepflogen, und deßfalls die Nothdurft für die Zukunft durch die meisten Stimmen verordnet und festgesetzet. Es werden die im verflossenen Jahre vorgekommenen Nachdrucks-Vergütungsfälle vorgelegt, untersucht, entschieden und die Vergütungsgelder ausgezahlet.

Die landesherrliche commissarische Direction hat hierbei Folgendes zu thun.

A. Sie läßt die anwesenden Mitglieder früh genug auf bestimmte Tage, an einen gewissen Ort, zusammen laden. Wer da weder persönlich, noch durch Gevollmächtigte erscheinet, auf den wird nicht geachtet, und er muß sich das gefallen lassen, was die Anwesenden beschließen.

B. Sie hat in der Versammlung den Vorsitz, und, weil sie aus Rechtsverständigen bestehen muß, so sehen sie dahin, daß überall nach den Societäts-Gesetzen aus gemeinen Rechten verfahren werde. Daher kann kein Societäts-Schluß, welchem diese Direction nicht beitritt, für gültig geachtet werden. Sollten sich aber die Societät und ihre Direc-

tion nicht vereinbaren können, so wird die Entscheidung höheren Orts gesuchet.

C. Sie thut von allen Dingen den Vortrag, und auch dasjenige, was ein oder anderes Mitglied besonders vorgetragen wissen will, muß durch sie geschehen, oder sie muß, daß das Mitglied den Vortrag selbst verrichte, die Erlaubniß ertheilet haben. Sie fodert zum Sprechen auf und gebiethet Schweigen, damit kein Pohlnischer Reichstag entstehen möge.

Damit aber diese Direction, als von der Landesregierung allein angeordnet, nicht etwas Gehässiges bekommen möge, so ist es gut, aus den Mitteln der Societät selbst eine oder zwei Personen dazu zu ordnen.

2. Über Alles, was in der Societät, oder deren Versammlung verhandelt wird, muß schriftliche Registratur geführet und ein Archiv unterhalten werden. Jedem Mitgliede muß freistehen, in die Acten zu schauen.

Was aber endlich den Hauptzweck der ganzen Einrichtung, nähmlich die Vergütung des Nachdrucks betrifft, so müßte nach folgenden Gesetzen verfahren werden.

1. Die Assecurations-Einzeichnungen müssen, sowohl von Mitgliedern, als Fremden, vollkommen vor dem angefangenen Abdrucke des Artikels gemeldet und zugleich die bestimm-

ten Procent-Gelder, entweder bar, oder durch annehmliche Anweisungen, erlegt werden.

2. Diese Anmeldung und Erlegung der Procent-Gelder kann zu allen Zeiten von einem Abwesenden schriftlich an die Direction und Verwaltung geschehen. Jene ertheilet darüber einen Assecuranz-Schein, und diese Quittung über bezahlte Procent-Gelder.

3. Ohne, daß die Procent-Gelder sogleich bar erleget, oder der Verwaltung annehmlich gesichert werden, wird die Einzeichnung nicht angenommen. Hat die Verwaltung dennoch die Einzeichnung und die Ausfertigung des Assecurations-Scheins geschehen lassen, so muß sie für das Einkommen der Procent-Gelder haften. Daher gibt die Verwaltung alle Mahl zu Ausfertigung des Assecurations-Scheins ihre Einwilligung.

4. Wer rechtlich überführt werden kann, daß er nicht, vor angefangenem Abdrucke seines Artikels, den Assecuranz-Schein gelöset hat, dem wird bei vorkommendem Nachdrucke nicht nur nichts gut gethan, sondern er ist auch noch über dieß seiner Procent-Gelder verlustig.

5. Bei der Einzeichnung wird der Titel des Buchs, die Bogenzahl, Beschaffenheit des Papiers, Drucks und der Kupferstiche, die Anzahl der Auflage und endlich die Assecurations-Summe, welche Kosten und Profit der ganzen Auflage

in sich begreifet, angemeldet. Die Ursachen dieser Ausführlichkeit sollen weiter unten noch angeführt werden.

6. Ist nun solcher Gestalt die Einzeichnung ordnungsmäßig geschehen, und es ereignet sich ein Nachdruck, so macht der rechtmäßige Verleger, so bald er von dem Daseyn des Nachdrucks und seinem Preise vergewissert ist, nicht nur in öffentlichen Blättern, sondern auch durch Briefe an diejenigen Buchhandlungen, an welche er Exemplare überlassen hat, bekannt, daß der Preis nunmehr, nach dem Societäts-Principium, herabgesetzt sey. Von dieser Zeit an muß das Buch nicht nur bei dem Verleger, sondern in allen Buchhandlungen um den herabgesetzten Preis zu haben seyn, und der Verleger muß die aus der Casse empfangene Vergütung auch allen seinen Abnehmern pro rata zufließen lassen und deßfalls mit ihnen zurückrechnen.

Hierbei fragt sich's: Ob, außer den Buchhändlern, auch den Bücherliebhabern, welche vor entstandenem Nachdrucke um den ersten höhern Preis Exemplare gekauft haben, die nachherige Herabsetzung des Preises zu Gute kommen, und das bereits bezahlte Plus zurück gegeben werden müsse? — Wenn ich annehmen könnte, daß alle Buchhändler, die dem Hauptverleger Exemplare abgenommen haben, so ehrlich wären, bei vorfallender Herabsetzung des Preises, die Zahl ihrer alsdann noch vorräthigen Exemplare richtig anzugeben,

so würde ich antworten: Was um den ersten Preis einmahl an Bücherliebhaber verkauft ist, das bleibe auch darum verkauft! — Allein da sich's wahrscheinlich zutragen wird, daß vor Herabsetzung des Preises schon hier und da von Buchhändlern Exemplare verkauft sind, und wahrscheinlich mancher Schlechtdenkende zu Erhaschung eines Vortheilchens sich gelüsten lassen möchte, gegen den Hauptverleger zu behaupten, er habe für den ersten höhern Preis nichts verkauft, indem man ihn des Gegentheils nicht leicht überführen könnte, so antworte ich nunmehr aus dieser Betrachtung: Auch dem einzelnen Käufer, der den ersten höhern Preis schon erlegt hat, muß, wenn er sich anders darum meldet, der herabgesetzte Preis zu Gute kommen. Solcher Gestalt fällt, däucht mir, der Unterschleif ziemlich weg. Der ganze Handel ist klar. So viel Exemplare ein Buchhändler von der Verlagshandlung genommen hat, auf so viele leistet ihm diese Vergütung. Meldet sich ein einzelner Käufer binnen einer gewissen Zeit, etwa binnen 5 Monathen a dato der Bekanntmachung, nicht um die Zurückgabe des bezahlten Plus bei demjenigen, von welchem er sein Exemplar gekauft hat, (von einem Andern wird ihm, des besorglichen Unterschleifs wegen, darauf nichts gut gethan,) so ist das Plus an diesen verfallen, und er hat solches mit Recht.

7. Das Daseyn des Nachdrucks wird durch ein oder

mehrere Nachdrucks-Exemplare dargethan. Wie, wenn nun aber ein Nachdrucker, um der Societät und ihrer Casse eins anzuhängen, auf den Einfall geriethe, nur ein oder ein Paar Exemplare nachzudrucken, um selbige in die Hände des rechten Verlegers zu spielen? Wie, wenn dieß öfters versucht würde, um die Casse durch öftere Aderlässe zu schwächen? — Der Kniff wäre freilich möglich und besorglich. Der Nachdrucker müßte dann freilich das Setzerlohn daran spendiren, aber er ersparte doch eine ganze Auflage von Papier und den größten Theil der Druckerkosten. Wie, wenn sich vollends mehrere Nachdrucker zusammen thäten, und gemeinschaftliche Sache machten?

Durch dergleichen Spiegelfechten muß ein Institut, das auf so festen und sichern Grundpfeilern ruhet, sich nicht irre machen lassen. Ja, ich will's zugeben, daß dieß Ein Mahl und mehrere Mahle geschehen könne und geschehen werde. Aber endlich wird der Nachdrucker eines Spaßes, der ihm nichts frommet, aber doch immer ein Ansehnliches kostet, indem das Setzerlohn eine Hauptpost der Ausgabe ist, überdrüssig werden. Denn das Wort Nachdrucker ist ein gleichbedeutender Ausdruck für Lumpenhund. Wie wollten aber die Kräfte eines Lumpenhundes hinreichen, die vereinigte Kraft von funfzig vermögenden ehrlichen Leuten zu beugen? Mögen auch sich der Lumpenhunde mehrere vereinigen! An-

ter Schurken und Spitzbubengesindel kann keine Vereinigung von Bestand und Dauer seyn. Denn es fehlt ihnen die Hauptgrundfeste: Guter und redlicher Endzweck. Meine Societät wird immer das Stärkerrecht auf ihrer Seite behalten. Das Complott der Niederträchtigen kann nicht immer verborgen bleiben, ihre Cabalen müssen offenbar werden, und sind sie offenbar, so müßte es nicht gut seyn, wenn man nicht neue Maßregeln, sie zu vereiteln, erfinden könnte.

Da aber keine Gesellschaft so gut und auserlesen seyn kann, daß nicht ein räudiges Schaf darunter seyn sollte, so ist es möglich, daß unter meiner Societät Niederträchtige sind, denen es einfallen kann, folgenden oder einen andern ähnlichen Betrug zu spielen. Es hat z. B. Einer auf einen Artikel, der nicht gehen will, ansehnliche Kosten verwendet, und eine übermäßige Auflage davon veranstaltet. Der könnte sich einfallen lassen, ein oder zwei Exemplare heimlich solcher Gestalt umsetzen und abdrucken zu lassen, daß sie wie Nachdruck aussähen. Nun setzte er den Preis seines Artikels herunter; producirte die falschen Nachdrücke bei der Societät; verlangte und erhielte ordnungsmäßige Vergütung. — Ein solcher Ehrloser, wenn er des Betrugs überführt würde, — und wahrscheinlich wird er's über lang oder kurz werden, denn nichts ist so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen, — müßte durch Gesetze cum infamia

von der Societät, mit Verlust aller Vortheile, auf ewig ausgeschlossen seyn, und er dürfte weder selbst, noch mit seinem Verlage jemahls die Leipziger Messe wieder beziehen. Hätte er in Leipzig eine Niederlage, so müßte selbige halb der Societät und halb dem Fiscus anheim fallen. Der Denunciant müßte verschwiegen und ansehnlich belohnet werden.

8. Sind nun die unter den vorhergehenden sieben Nummern aufgeführten Erfordernisse beobachtet, so producirt der Beschädigte auf der nächsten Societäts-Versammlung:

A. Den Assecuranz-Schein.

B. Die Quittung über bezahlte Procent-Gelder; beide in Originalen.

C. Er thut das wirkliche Daseyn des Nachdrucks so wohl durch ein oder zwei Exemplare, als auch durch Vorzeigung der deßfalls erhaltenen Briefe und Nachrichten dar.

D. Zugleich zeigt er ein Exemplar seines rechtmäßigen Verlagsartikels vor.

E. Endlich documentirt er durch ein oder zwei gedruckte öffentliche Blätter, daß er den Preis seines ihm nachgedruckten Artikels herabgesetzt und bekannt gemacht habe.

Sind nun alle diese Puncte hinlänglich erledigt, so schreitet die anwesende Societät zur Stimmensammlung über die Vergütung. Der Beschädigte muß hierbei abtreten, indem Niemand in einer sein eigenes Interesse betref-

fenden Sache seine Stimme geben darf. Sprechen die meisten Stimmen ihm die Vergütung zu, so erhält er darüber einen von der Direction unterzeichneten Societäts-Schluß und daneben eine Anweisung zur Auszahlung der Vergütungsgelder an die Cassen-Verwaltung.

Was aber die Vergütungs-Summe selbst betrifft, so bestimmt sich diese von selbst folgender Maßen:

Z. E. die Auflage war 1000 stark; assecurirt zu 1000 Thalern. Der rechtmäßige Verleger verkaufte das Exemplar um 1 Thaler. Nun kommt Nachdruck. Der Nachdrucker verkauft das Exemplar um 16 Groschen; mithin setzt jener den Preis seiner Ausgabe auf 8 Groschen herab. Die Societät vergütet ihm also zwei Drittheile der Assecurations-Summe mit 636 Thalern und 16 Groschen.

Derjenige, welcher durch einen Societäts-Schluß sich beschwert erachtet, muß dagegen höhern Orts appelliren können. Jedoch müssen alle vorfallenden Streitigkeiten, die in die Societät schlagen, sehr kurz und summarisch abgethan werden. Die Societät selbst müßte die erste Instanz haben.

Hiermit hätte ich denn nun, was mir zu Erläuterung meines Vorschlags vorerst eingefallen war, an- und ausgeführt. Was ich oben in dem Hauptumrisse desselben von Repressalien gegen den Nachdrucker noch angehängt habe,

will so viel nicht sagen. Denn selten wird man Gelegenheit zu Repressalien finden, weil die Nachdrucker größten Theils solche Kerle sind, die höchstens keinen andern rechtmäßigen eigenen Verlag, als etwa Christkatholische Maculatur haben. Wie mag man sie mit deren Nachdrucke strafen?

Noch Eins ist zum Beschlusse übrig. Warum habe ich mir wohl die Mühe gegeben, dieses Project zu erfinden und so handgreiflich und thunlich zu entwickeln? — Etwa eine Ehrensäule in dem künftigen Versammlungssaale der Societät mir zu erwerben? Diese, wenn ich sie auch verdiente, müßte ich denn doch wohl verbitten. — Etwa einen Beutel voll Pistolen zu erhaschen? — Darauf sich Rechnung machen, das hieße wohl weit von dem Ziele vorbei schießen. So freigebig sind die Menschenkinder nicht. — Etwa die Buchhändler zu bereichern und ihnen Gelegenheit zu geben, uns arme Bücherkäufer desto baß in Contribution zu setzen? Bewahre der Himmel in Gnaden! Freilich! In so fern will ich jeden ehrlichen Mann mit Freuden bereichern, als er es nach Recht und Billigkeit verdienet. Ich läugne nicht, daß Unwillen und Zähneknirrschen über die Schurken, die da ernten wollen, wo sie weder geackert noch gesäet hatten, zum Theil mir die Bekanntmachung dieses Vorschlags mit abgedrungen haben. Mein Hauptzweck aber

ist, kurz zusammen gefaßt, der: Daß Jedermann, so wohl Autor, als Verleger und Käufer, das Seinige erhalte.

Der Autor steht mit Recht oben an. Denn es ist himmelschreiend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte seines Leibes und seiner Seele ein unsterbliches Werk hervorgebracht hat, welches äußerlich vielleicht kein anderer Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mästet, und ein ganzes Land unterrichtet oder ergetzet, nicht einmahl so viel Belohnung dafür haben soll, um die Apotheker-Rechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm seyn, der zum Behuf fremder Behaglichkeit und Pracht spinnen, und wenn er ausgesponnen hat, im Mangel vollends dahin welken muß? Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdrucke entgegen geschrieen, und unter diesem Vorwande das Honorarium bis zum schimpflichsten Trankgelde herunter gehandelt. Dieser Vorwand fällt durch mein Project weg. Es hindert nunmehr nichts, den würdigen Schriftsteller nach Würden zu belohnen. Denn das ist kein gültiger Vorwand, daß ein Verleger an dem guten Autor wieder erhohlen müsse, was er an einem schlechten, oder auch an einem solchen, dessen Werk, Trotz innerlicher Güte, dennoch zu Maculatur wird, eingebüßt hat. An solchen Einbußen ist der Buchhändler

selbst Schuld. Warum versteht er sein Gewerbe nicht besser? Der Buchhandel ist fast der intricateste von allen, und erfodert Kenntnisse und Speculation, wie kaum ein anderer. Mag es nun wohl mit einigem Recht, mit einiger Billigkeit der würdige populäre Schriftsteller entgelten, wenn der Herr Verleger s. v. ein dummer Teufel ist, und sich entweder schlechten Verlag *) anschmieren läßt, oder für seinen guten Verlag schlechtes Sortiment eintauschet?

Der Verleger hat den zweiten Platz. Wer wollte nicht ihm, der seine Speculation, seine Mühe und sein Geld an einen Artikel gewagt hat, einen ansehnlichen und sichern Profit gönnen? Eben deßwegen, weil in Ansehung der erforderlichen Klugheit, Kenntniß und des dabei nie ganz zu entfernenden Risico der Buchhandel sich über den gemeinen Handel so sehr erhebet, bescheide ich mich gern, daß es niedrig und eigennützig von einem Gelehrten gedacht seyn würde, wenn man dem edlern Handelsmanne keinen höhern, als gemeinen handwerksmäßigen Profit, den leicht jede Eselei abwirft, zubilligen wollte. Seinen wohlverdienten und sichern Profit aber wird er durch mein Project haben

*) Ich nenne das hier schlechten Verlag, der für den Verleger im Abgange schlecht ausfällt.

und behalten, wenn er gleich nunmehr den Autor vier- und fünffach besser setzet, als derselbe bisher gestanden hat.

Endlich aber auch soll der Käufer das Seinige erhalten, Guten correcten Druck, auf gutem Papier, für billige Preise. Gar ärgerlich ist's bisher zuweilen gewesen, wenn man, auf halbem Löschpapier, einen stumpfen Buchstaben in den andern, und eine Zeile in die andere geschoben, hat lesen müssen. Hat man den Verleger wegen solcher Knauserei getadelt, so hat er sich gleich mit der Gefahr des Nachdrucks entschuldigt. Damit der Nachdrucker die Segel nicht noch mehr zusammen ziehen möchte, so zog er sie lieber selbst so viel zusammen, als möglich seyn wollte. Diese Maxime wird durch meinen Vorschlag überflüssig; ja selbst schädlich. Ein Buch, das gutes äußerliches und lachendes Ansehen hat, verkauft und liest sich viel besser, als ein maculaturähnlicher Wisch. Dessen ungeachtet können die bisherigen Bücherpreise nicht nur beibehalten, sondern sogar herabgesetzt werden, ohne daß Schriftsteller und Verleger dabei einbüßen. Ja, wenn beide für ihren wahren Nutzen handeln wollen, so müssen sie die Preise herabsetzen. Sie erwecken dadurch bei dem Publicum Gunst und Liebe für die Societät, und immer mehr Abscheu gegen den Nachdruck; sie befördern die Lectüre zu größerer Allgemeinheit unter den ärmern Ständen, und verschaffen sich dadurch immer mehr Absatz. Nichts ist

dem Profit eines jeden Handels so nachtheilig, als theure Waarenpreise. Derjenige, der seine Waaren übertheuert, wenn er auch ein Monopolium hätte, wird gewiß niemahls ein reicher gesegneter Handelsmann werden. Wollten nun etwa meine Societäts-Genossen einen so übeln Gebrauch von ihrer Sicherheit gegen den Nachdruck machen, daß das Publicum um desto höhere Preise kaufen müßte, so werden Abnahme der Lectüre und Gelehrsamkeit, mithin verminderter Bücherabsatz und endlich Verfall des ganzen Buchhandels die unausbleiblichen Folgen ihrer unseligen Habsucht werden. Daher nehme die Societät, welche doch hoffentlich immer größten Theils aus richtig- und edeldenkenden Mitgliedern bestehen wird, und die landesherrliche Direction auf diesen Umstand ein beständiges Augenmerk, damit auch kein einzelnes Mitglied sich gelüsten lasse, wider die Maxime billiger und wohlfeiler Preise zu sündigen. Aus dieser Ursache muß auch alle Mahl von dem assecurirten Artikel ein Exemplar, nebst dem Preise, von dem Verleger bei der Societäts-Versammlung producirt und angezeigt werden. Fände sich nun, daß Einer den Preis, in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Waare, zu hoch gesetzt hätte, so muß die Societät sich's anmaßen dürfen, den Preis mit dem Werthe in ein richtigeres Verhältniß zu setzen.

Ich werfe hiermit meinen Vorschlag in's Publicum.

Edeldenkende und raffinirte Leute mögen ihn prüfen, berichtigen, erweitern oder zusammenziehen, ja, wenn er unthunlich ist, ganz verwerfen. Er geht mich nun weiter nichts mehr an. Leid aber sollte es mir doch darum seyn, wenn die Ausführung nicht durch seine innerliche Unthunlichkeit, sondern durch Trägheit, Kleinmuth, Blödsinn oder Wetterlaune der Buchhändler verhindert werden sollte.

II.

Über Anweisung

zur

Deutschen Sprache und Schreibart

auf Universitäten.

Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten *).

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Kästner.

Zwei Cherubim, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes. Was aber auch der Geist nur immer hervorbringen mag, so ist es doch in den meisten Fällen hauptsächlich nur Schönheit, welche das Siegel des Ruhmes und der Unsterblichkeit seinen Werken aufdrückt. Dieses erwägen die Bekenner der so genannten strengen Wissenschaften nicht immer, und gar nichts davon weiß der Troß

*) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Über Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen von Gottfried August Bürger, Doctor der Philosophie. Erstes Blatt. Göttingen. 1787. 48 S. 8.

D. H.

der Brotstudenten, der in den Vorhöfen der Erkenntniß herumlärmt, und durch höhere Weihe noch nicht berechtigt ist, in das Heiligthum hinter dem Vorhange zu blicken.

Freilich muß daher der Forscher, Kenner und Darsteller des Schönen es sich gefallen lassen, daß mancher Reihemann aus den obern Facultäten, manches Mitglied von zwölf Dutzend Academieen und Societäten, von St. Petersburg bis London, von London bis nach Batavia, ja daß sogar der ganze Hans Hagel des Vorhofs sich ziemlich vornehm und wichtig gegen ihn geberdet. Freilich muß er sich's gefallen lassen, daß er nicht nur im bürgerlichen, sondern selbst in dem Gelehrten-Staate gleichsam für überzählig geachtet wird. Bei dem Allen aber wagt doch selbst der roheste Butter- und Brotbeflissene nicht leicht die Sottise aller Sottisen, verächtlich, oder auch nur gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache zu thun. Selbst diejenigen, welche in der weitesten Entfernung von dem Gebiete des Schönen, und aller derjenigen Erkenntniß ihr Wesen treiben, welche noch etwas mehr, als Butter und Brot, welche der Menschheit höhern Adel verleihet, selbst die gemeinsten Rechts-Practicanten und bürgerlichen Geschäftsmänner von der Feder, ja sogar die ungewaschensten Herren vom Leder pochen immer weniger auf den alten eisernen Freiheitsbrief roher Zeiten, entweder gar nicht, oder doch geschmacklos und

barbarisch schreiben zu dürfen. Wer von dem Präsidenten bis zum Pedellen, wer vom Staatsminister an bis zum Thorschreiber herab, wer von Allen, welche die Feder handhaben müssen, ließe sich nicht gern nachrühmen, daß er einen guten schriftlichen Aufsatz verfertige?

Nun sollte man denken, Wunder, wie lebhaft, wie allgemein der Eifer und das Bestreben nach vollkommener Schreibart, Wunder, wie auffallend und glänzend der Erfolg seyn müsse! Allein nichts weniger, als dieses! Der Mann von Verstand, Kenntniß und Geschmack sehe doch nur die gedruckten so wohl, als ungedruckten Schreibereien selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stylistische Gräuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Scribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Nahmen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraus sagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich's heraus sagen, daß mir aus der ganzen Literär-Geschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so — liederlich geschrieben hätte, als bisher unser Deutsches Volk.

Woran liegt nun diese so ungemein auffallende Inconsequenz? Liegt sie an irgend einem Mangel richtiger, deutlicher und vollständiger Begriffe, so wohl von der Sache, als von ihrem Werthe? Liegt sie am Mangel des gehörigen Eifers? Oder endlich an den Mitteln, die man gemeiniglich zum Zwecke wählt? — Mir däucht, sie liegt an diesem Allen; und es scheint mir der Mühe werth, etwas darüber zu sagen, obgleich das, was ich sagen werde, weder etwas Neues, noch Gelehrt- und Tiefgedachtes seyn wird. Vielleicht ist es dessen ungeachtet demjenigen Publicum, welchem diese fliegenden Blätter bestimmt sind, nicht ganz unnütz. Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmahl für den größern Haufen lesbar und erbaulich seyn, wenn gleich dadurch der gewöhnliche Zweck solcher Schriftchen, nach welchem sie nichts mehr und nichts weniger, als Handwerksklappern zu Nutz und Frommen der Herren Verfasser bei ihren Scholarchen abgeben sollen, ganz und gar nicht erreicht werden dürfte. Nachdrückliche Wiederhohlung nützlicher, obschon bekannter Wahrheiten für den großen Haufen kann oft weit verdienstlicher seyn, als ein sehr gelehrtes Specimen, das vielleicht kein Dutzend Menschen liest und der Scholarch nicht versteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefsinn, als auf Energie ankommt, wenn auch

diese hier und da bis zu Sackmannischer Energie übergehen sollte *). Ich erkenne hierüber kein absolutes Gesetz irgend eines kurzsichtigen Geschmacks-Pedanten. Gesetze dieser Art hängen von Umständen und Verhältnissen ab; und wo diese wechseln, da wechseln auch die Schreibgesetze. Wenn Umstände und Verhältnisse erfodern, daß die Geißel der Kritik rasch und derb auf fühllose Rücken falle, so muß der Pedant nicht die sanfte wellenförmige Schwungbewegung der Grazien verlangen.

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.

Wenn Äußerungen der Unwissenheit und des Unverstandes mich nicht ganz und gar betriegen, so herrschen in den Köpfen des großen Haufens höchst sonderbare Begriffe von der Deutschen Sprache und Schreibart. Man scheinet einen Unterschied zwischen gemeinem Deutsch und schönem Deutsch zu machen, und damit solche Begriffe zu verbinden, die nichts anders, als die zweckwidrigsten Ungereimtheiten hervorbringen müssen. Unter gemeinem Deutsch scheint man bloß die Sprache der alltäglichen Nothdurft, unter schönem hingegen dasjenige zu verstehen, welches zwar seinen

*) Die Energie dieses Plattdeutschen Predigers ist den Niedersachsen, besonders den Hanoveranern schon längst, seit kurzen aber auch andern Deutschen aus dem Journale von und für Deutschland bekannt.

Mann zieren mag, aber doch zu Butter und Brot, worein so wohl gelehrter, als ungelehrter Hans Hagel fast ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wissenschaften, alles Lebens, Strebens und Handelns setzet, nicht schlechterdings nothwendig ist. Nun aber glaubet selten Jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutsch fehle. Das lernt sich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von selbst. Wenn daher ein Ehrenmann von solcher Einsicht für zuträglich achtet, in Ansehung seiner Muttersprache und Schreibart noch etwas hinzu zu lernen, so ist es bloß das schöne, oder, wie noch genug Leute sich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutsch. Weil ihm nun dieses nichts weiter, als bloße Galanterie ist, so schätzt er's auch ungefähr eben so, als die Besetzung auf dem Kleide. Für die bloße Nothdurft hat der Biedermann an dem schlichten Kleide genug, wiewohl sich's freilich in dem gestickten Rocke zuweilen etwas besser prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie sich der Tressenrock nicht überall hinschickt, so verräth ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewisses galantes und scharmantes Deutsch nicht überall hinpasse. Man fühlt es, daß man sich in manchen Fällen höchst lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unschicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurtheilen, dazu gehört ein we-

nig mehr Einsicht und Geschmack, als der grosse Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends nothwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den so genannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanterie-Händler achtet, zu überlassen sey.

Es ist kaum zu läugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größten Theils mit Schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu ertheilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Nahmen, mit denen Jeder beinahe andere Begriffe und zum Theil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort und Begriff von Schönheit. Daß dieser Baum, der sich in tausend Äste ausbreitet, am Ende nur durch eine einzige einfache Stammwurzel in dem Innersten unserer Natur gegründet sey, ist zwar wohl kaum zu bezweifeln, aber nach Allem, was ich darüber noch gelesen habe, scheint mir noch kein Forscher bis zu dieser Wurzel hinab gedrungen zu seyn. Es ist hier der Ort nicht, mein Glaubensbekenntniß über

diesen Gegenstand abzulegen und zu rechtfertigen, welches ich noch einmahl anderwärts thun werde, wenn es dem Genius meines Lebens und Schicksals gefällig seyn sollte, mich in einer für philosophische Nachforschungen bequemen Lage zu erhalten. Hier will ich nur so viel sagen, daß man sich in der Lehre vom Style lieber eines Ausdrucks enthalten sollte, der wegen seiner Unbestimmtheit so leicht zu falschen und nachtheiligen Vorstellungen Anlaß geben muß. Denn gesetzt, es wäre auch das allgemeine und höchste Princip der Schönheit, auf welches sich alle Gattungen des Schönen zurückführen lassen, schon wirklich aufgefunden, so ist das Auge des großen Haufens doch bei weiten zu stumpf, die Verkettung jedes besondern mit dem allgemeinen Glied für Glied zu durchschauen. Wenn daher der philosophische Lehrer des Styls den Begriff der schönen Schreibart auch noch so genau und allumfassend dahin bestimmte, daß alle Gattungen, von der Demosthenischen Rede an bis auf den Frachtzettel herab, unter das allgemeine Gesetz der Schönheit gehörten: so schweben dem gemeinen Verstande doch allzu viele Gegenstände von ganz anderer Art vor Augen, denen der unbesonnene und selten ganz nüchterne Sprachgebrauch des gemeinen Lebens gleichfalls Eigenschaften der Schönheit beilegt, die sich mit demjenigen, was man auch in der Schreibart,

so wohl in weiterer, als engerer Bedeutung schön nennen möchte, nicht füglich vereinigen lassen.

Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Styls ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Nahmen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte. Alsdann würde überall die Deduction viel kürzer und leichter, gleichwohl aber weit einleuchtender seyn, daß Jedermann, der irgend zu einem Behufe spricht, oder nur eine Zeile schreibt, daß der gemeinste Federmann eben so gut, als der vornehmste Dichter, Redner und Geschichtschreiber, von diesem Gesetze sich richten zu lassen verbunden sey. Denn Vollkommenheit ist nichts anders, als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Nun thut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunst darbiethen, kann unmöglich gleichgültig seyn. So wie unter tausend Linien, die von einem Puncte zum andern führen, nur eine einzige die geradeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedes Mahl nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit

Ausschließung aller übrigen sey. Nun wüßte ich aber in der Welt Gottes kein Privilegium, welches irgend einen schreibenden Menschen in irgend einem Falle von der Wahl dieser einzigen, angemessensten, zweckmäßigsten, vollkommensten Bezeichnungsart loszählen könnte. Mag also der rohe geschmacklose Sudler immerhin Ausflüchte zu Dutzenden in Bereitschaft haben, warum er nicht schön zu schreiben brauche, worauf sich eben wegen der dunkeln und schwankenden Begriffe von Schönheit nicht immer aus dem Stegereife etwas Befriedigendes antworten läßt: so wird doch jederzeit das Ulysseische Zepter der Vollkommenheit die Höcker des häßlichen Thersites mit seiner ganzen Kraft treffen. Wenn du schreibst, es sey, was es wolle, so sollst du vollkommen schreiben, und dafür nicht einmahl befugt seyn, nur unsern Dank zu fodern.

Bei einer andern Vorstellung und Würdigung der Sache, da man einen so einfältigen Unterschied zwischen gemeinem Alltagsdeutsch und Sonntagsdeutsch macht, ist es leicht einzusehen, warum eben kein sonderlicher Eifer für das Studium der Deutschen Sprache und einer vollkommenen Schreibart entspringen könne. Wäre das schöne Sonntagsdeutsch das, was man sich gemeiniglich einbildet, wäre es weiter nichts, als leerer Zierrath, der zwar da seyn, aber auch überall fehlen könnte, so würde ich es selbst nicht werth halten, nur

eine Stunde des Lebens darauf zu verwenden. Mich wundert in der That, wie bei solchen Begriffen noch irgend ein vernünftiger Vater seinem scheidenden Sohne den Rath mitgeben kann, sich doch auch nebenher, wenn es seyn kann, ein wenig um einen schönen Stylum zu bekümmern. Ich wenigstens riethe dem meinigen alsdann eben so gern, sich doch auch ein wenig mit auf Kirschkernschnitzeln zu legen. Denn diese Galanterie und jene schöne Stylkunst sind ungefähr von gleichem Werthe. Weit weniger wundert es mich hingegen, wenn es schon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beiwohnt, eben so, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit größerer Ignorant, als er selbst, — denn Legion heißt der Nahme Deutscher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen, — sein Lehrer ist eben so wenig im Stande, ihm seine Unwissenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu überzeugen. So wächst denn nun der

Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldküchlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Nothdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrlichste Geschenk Gottes anzuwenden sey. Freilich mag er zu einigen Deutschen Ausarbeitungen angehalten werden. Allein lernt er wohl dadurch den ganzen unendlichen Reichthum verarbeiten? Freilich mag sein Lehrer, so weit er's versteht, dieses und jenes daran verbessern; freilich mag er zwischendurch gut geschriebene Bücher lesen, und auch aus diesen mag etwas zum Besten seiner Sprache und Schreibart hängen bleiben. Allein ist es wohl zu vermuthen, daß er auch hierdurch den Reichthum der Sprache im ganzen Umfange, daß er den Styl in aller seiner Mannigfaltigkeit kennen, beurtheilen und anwenden lerne? Glücklich kann er sich noch schätzen, wenn er nur an solche Muster geräth, welche die Probe gesunder Kritik aushalten. Aber das ist, besonders unter obigen Voraussetzungen, höchst selten, ja fast unmöglich, da die Schriftstellerei tagtäglich immer mehr in die Hände der Knaben geräth. So kommt es denn, daß er empirisch seine Gedanken bald richtig, bald unrichtig, bald schicklich, bald unschicklich, bald schön, bald häßlich bezeichnen lernet, ohne selbst ein Wort davon zu wissen, ohne weder

sich, noch Andern, gründliche Rechenschaft über das Warum geben zu können.

Mit dieser Bildung bezieht der Jüngling die Universität. Gesetzt, es gäbe daselbst einen gründlichen philosophischen Lehrer der Muttersprache und des guten Geschmacks, wiewohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen solchen für ziemlich überflüssig, sondern auch die für diese Gegenstände nebenher bestimmten Bemühungen anderer Lehrer für sehr entbehrlich gehalten zu haben scheinet, so haben doch nur die Wenigsten eine Ahndung davon, daß von einem solchen Lehrer noch etwas Nützliches und Nothwendiges für sie zu lernen sey. Denn mit der Deutschen Sprachlehre dürfte ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dieß die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr, als Ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es eben so wenig kann. Und wofern dieß geläugnet, ja, nur bezweifelt werden sollte, so verpflichte ich mich, es durch Schwarz auf Weiß darzuthun, und bei den Schriften dessen, der es läugnet, — denn seine Sprache verräth ihn, daß er einer von ihnen ist, — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meistens nur

Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freilich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabei nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber, denken Beide, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften vom Predigt- und Kanzelley-Styl? Der mag allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmahl angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist. Daher glaubt denn in Rücksicht auf Sprache und Schreibart der Theolog Alles gethan zu haben, wenn er sein Homileticum, der Jurist aber, wenn er sein Practicum hört, beides Collegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranstaltet werden. Bloß von diesen erwartet man die rechte Schreibart, wie sie Theologen, oder Juristen geziemet. Es geht hierin gerade eben so, als wenn irgend wo ein altes Christliches Gesangbuch verbessert werden soll. Wann denkt ein Consistorium daran, ein solches Geschäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geschmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß

der Besorger nicht fast immer ein geistlicher Herr Confrater seyn? Und ist er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmahl wahrgenommen hat, daß er wohl auch seinen Vers und Reim zu setzen wisse?

Was ist denn nun aber von dieser Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anders, als daß Alles im Ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlendrian fortschlendert. Um hierin vor Widerspruche, wenigstens vernünftigem Widerspruche sicher zu seyn, will ich mich nur auf den so genannten Kanzelley-Styl berufen. Ich weiß es zwar eben so gut, und vielleicht noch ein wenig besser, als die ganze Zunft der Juristen, die weiter nichts, als Juristen sind, daß der Kanzelley-Styl seine Eigenheiten habe, die, ob sie gleich den Regeln der Vernunft in mancher Hinsicht, den Regeln des guten Geschmackes aber durchaus zuwider sind, ihm dennoch nicht füglich genommen werden können. Und wahrlich, wofern sich irgend ein unbesonnener Geschmacksaffe unterstehen wollte, ihm diese zu nehmen, oder ihn deßwegen zu hänseln, da würde ich, der Dichter, dem man das wohl nicht zutrauen sollte, der als Dichter tausend Meilen weit von dem Kanzelley-Style sein Wesen treibt, dennoch sehr willig mit Schwert und Speer für den Kanzelley-Styl zu Felde ziehen. Aber bei dem Allen weiß ich auch sehr gut, was für Gräuel des Ausdruckes unter diesem Vorwande der

Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Woher kommt nun das? Woher kommt es, daß, wenn in der Schreibart aller übrigen Gelehrten der gute Geschmack fortrückt, derselbe allein in der juristischen Schreibart so ungeheuer weit zurückbleibt? Hauptsächlich davon, daß Juristen gemeiniglich bloß von ihres Gleichen das Schreiben lernen.

Nun ist es aber ein höchst seltener, ja vielleicht ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rechte auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmackes sey. Das Gebieth der Rechtskunde ist schon für sich allein von so großem Umfange, und übersteigt die Kräfte eines einzelnen Menschen so weit, daß Mehrere sich in seine Provinzen theilen müssen, wenn das Ganze vollkommen beherrscht werden soll. Wie könnte man also von dem Rechtslehrer mit einiger Billigkeit begehren, daß er auch noch in einem andern Felde bewandert sey, in einem Felde, welches vielleicht noch weitläuftiger, als das seinige ist, das außer mannigfaltigen Sprach- und Sachkenntnissen, außer großem Fleiße, auch noch besondere, nicht jedem Erdensohne verliehene Naturgaben erfodert? Nun ist aber einmahl der schlimme Umstand vorhanden, daß seit Jahrhunderten in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttinn thronet, die an und für sich nichts weniger, als häß-

lich, nichts weniger, als den Gesetzen einer edeln keuschen Schönheit abgeneigt ist. Die Juristen, welche öfters im Dienste des Tempels dort ein und ausgehen müssen, haben sich einmahl durch täglichen Umgang und Anblick an die gräßliche Gestalt des Ungeheuers gewöhnet. Sie fühlen nicht mehr bei seinem ungekämmten Zottelhaar, bei seinen borstigen Augenbraunen, die wie Fußsäcke herunterhangen, bei seinem Nasengebirge, bei den behaarten Warzen seines viereckigen Angesichtes, bei seinen ungewaschenen Händen mit zolllangen Nägeln, und dem zu dieser ganzen Unholdsfigur passenden Ornate, was andere Menschenkinder empfinden, welche in Gegenden bewandert sind, wo ihnen schönere Gestalten begegnen. Daher läßt es sich denn auch erklären, wie selbst in so manchen neuern nicht wenig gerühmten Anweisungen zum juristischen und übrigen Geschäfts-Style, die aus juristischen Federn geflossen sind, solche entbehrliche, Vernunft und Geschmack beleidigende Auswüchse nicht nur entschuldigt, sondern sogar in Schutz genommen, für nothwendig geachtet, oder als Zierlichkeiten empfohlen werden. Dieß bleibt nun größten Theils unbemerkt und ungerügt, weil die Juristen wenig bei andern gelehrten Leuten in die Schule gehen, andere Leute von Gelehrsamkeit und Geschmack aber sich um die juristischen Zierlichkeiten eben nicht zu bekümmern pflegen.

Welche Beispiele könnte ich hierüber nicht häufen! Eins muß ich jedoch anführen, um zu zeigen, daß meine Behauptungen etwas mehr, als leere ungegründete Declamation sind. Da schlage ich ein Buch auf, und stoße sogleich auf ein Präsentations-Schreiben eines Candidaten zu einem Pfarramt, welches also lautet:

P. P.

Nachdem das hiesige Pfarramt vor kurzem durch die erfolgte Translocation des zeitherigen Pfarrers M. N. nach N. erledigt worden, und mir daher als Besitzern des Ritterguts N., welchem in Gemäßheit der gnädigst ertheilten Lehnbriefe das Patronatrecht über die hiesige Pfarrey zusteht, oblieget, ein taugliches Subject zu erwähntem erledigtem Pfarramt gehorsamst zu präsentiren. Als erfülle ich diese Pflicht, indem ich den Candidat N., welcher sich, daß er ein Landskind sey, und 3 Jahre zu N. der Gottesgelahrtheit obgelegen, legitimiren wird, hierzu pflichtschuldigst präsentire, und zugleich geziemend bitte, „denselben gewöhnlichermaßen prüfen, und wenn selbiger tüchtig erfunden worden, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel zur Probepredigt, sodann auch seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben verfügen zu lassen.

Ich legitimire mich als Besitzer des Ritterguts N. und also als Patron und Collator der hiesigen Kirche und Pfarre

durch beiliegende beglaubte Abschrift der von hoher Lehns-Curie erhaltenen Lehnsrecognition, und verharre im übrigen ꝛc.

Ein Jurist, der weder seine Muttersprache von Leuten, die sie verstehen, gelernet, noch seinen Geschmack durch Leute, welche die Regeln desselben wissen, oder sonst durch tadellose Muster gebildet hat, sieht nun ein solches Product mit der ruhigsten Gleichgültigkeit an, und ahndet kaum von fern, daß daran noch etwas auszusetzen seyn möchte. Und dennoch: — Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufsatz Wunders halber einmahl durchgehn.

Wozu erstlich das bei allen guten Schriftstellern längst aus dem Gebrauche gekommene n a c h d e m für die gangbare Conjunction d a? Wozu die überflüssigen, mithin weitschweifigen Beisätze, die e r f o l g t e, — des z e i t h e r i g e n? B e s i t z e r n ist gar ein Sprachschnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. P f a r r e y ist entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutsch sagt man P f a r r e, oder P f a r r a m t. Z u e r w ä h n t e m e r l e d i g t e m, — ist Ein Mahl schleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erste Bestimmungswort des Substantivs, e r w ä h n t e m, wird nach der bestimmten Declination der Adjective gebogen; diese aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere, e r l e d i g t e m, so wie alle übri-

gen, wenn deren auch noch mehrere dastünden, gehet nach der unbestimmten Declination, deren Charakter ein n ist. Das war der erste Sprachfehler. Übrigens durfte der bestimmte Artikel dem, — zu dem, oder wenigstens, zum erwähnten erledigten . . . nicht ausgelassen werden. Wenn ich den Ausdruck, zu erwähntem erledigten Pfarramt in seine eigentlichen vollständigen Redetheile auflöse, so würde es so viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der bestimmte Artikel kann mit der Präposition, und nur der unbestimmte mit dem Adjectiv zusammen gezogen werden. Nach präsentiren ist die Interpunction fehlerhaft, und die veraltete Conjunction als, für so, höchst widrig. Den Candidat, für Candidaten, ist abermahls ein Sprachschnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, ist eine altfränkische Prunkphrase. Theologie studieren ist nicht nur gebräuchlicher, sondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für diese Gattung des Styles. Pflichtschuldigst ist hier ein Ausdruck schwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich diese Pflicht, ist schleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dagewesenen denselben verursacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, ist für die gemeine gute Prose veraltet. In den Ausdrücken, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel, so-

dann auch (zu) seiner Zeit, — und sonst allenthalben, — herrscht der unnöthigste Überfluß. Hiernächst aber ist in den letzten Sätzen die verworfene Construction tadelhaft. Nach einer richtigen, auf Regeln der Logik sich gründenden Construction sollte es wenigstens heißen: wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, sodann auch zu seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben das weitere Nöthige verfügen zu lassen. Die ganze Schlußstelle kann weit kürzer, dennoch aber vollständig und deutlich genug anderwärts eingeschaltet werden.

Der Mann, der das obige und ähnliche Formulare zur Nachahmung vorlegte, durfte gleichwohl in der Vorrede zu seinem Buche als Regel für dergleichen Aufsätze feststellen: „Daß man nicht zu sehr von dem juristischen Styl abweiche und sich einer zu großen Modernität befleißige, die bei einem Formularbuch bei Vielen anstößig seyn würde; daß man aber hingegen auch zweitens den guten Geschmack in der heutigen Deutschen Schreibart nicht zu sehr verläugne, daß man den ältern Gerichtsstyl, die Einmischung fremder Wörter ohne Noth, überflüssige Weitläuftigkeiten, und die übrigen Gebrechen des ältern Kanzelley-Styls beibehalten, und nicht vielmehr sich einer reinen Schreibart ohne Zwang und Affectation befleißigen sollte.„ Gegen das Ende der Vorrede scheint er zwar etwas davon wieder zurück zu nehmen, schließt

aber doch: „Er habe der Kürze, Deutlichkeit und einer reinen Schreibart sich zwar möglichst beflissen, — alle ganz unnöthigen Clauseln, Wiederhohlungen, Einmischung solcher Puncte, welche sich nach der Natur des Geschäftes von selbst verstehen, so wie auch den Gebrauch fremder Wörter, für welche wir gleichlautende gewöhnliche Deutsche haben, zu vermeiden gesucht, dabei aber sich kein Gewissen daraus gemacht, im zweifelhaften Fall lieber eine gewöhnliche Clausel zu viel beizubehalten, und sich einen Lateinischen Ausdruck alsdann zu erlauben, wenn er das, was er sagen soll, deutlicher, als ein einheimisches Wort ausdrückte.„

Ich habe einen so unbeträchtlichen Gegenstand, als das Formular zu einer Candidaten-Präsentation ist, um deßwillen so umständlich beurtheilt, weil allgemeine Anklagen gegen gewisse Gattungen von Menschen nichts helfen, weil man diesen sehr scharf zu Leibe gehen, sie bei'm Ärmel festhalten und ihnen alle ihre Sünden Stück für Stück vorzählen muß, wenn sie nicht davon schleichen und thun sollen, als wäre nicht von ihnen, sondern von Chinesen die Rede. Mir däucht, ich habe den Verfasser nach seinen eigenen anerkannten Gesetzen gerichtet, und an diesem Beispiele zugleich gezeigt, wie die Juristen ein Gesetz zwar oft auswendig, ja selbst ganz richtig zu erklären, dennoch aber in facto gar nicht anzuwenden wissen, wozu eine gewisse

Geschmeidigkeit der Geistes-Organe erfoderlich ist, die man nur durch Übung außer ihrer Sphäre erhält.

Siehe nun, juristisches Israel, das sind deine Götzen! Das sind die schönen Muster, wonach du dich bilden sollst, und, wie es so häufig am Tage liegt, wirklich bildest, wenn du nicht bei Zeiten solchen Schulen entläufst. Und es sind Muster, nicht etwa von 1686, sondern von eintausend sieben hundert und sechs und achtzig *)! Das Beispiel ist auch nicht etwa mühsam aufgesucht; nein! es ist blind aufgegriffen. Bringe mir alle deine Bücher her, worin dir Juristen ohne Sprachkenntniß, ohne Geschmack, Anweisungen zu einer zierlichen juristischen Schreibart ertheilen, und ich verspreche dir, überall eine gleiche Menge des unverzeihlichsten Unraths auszusichten.

Noch liegt von ungefähr, da ich dieses schreibe, neben mir eine Abhandlung über den Geschäftsstyl und dessen Anweisung auf hohen Schulen, welche sogar in einer Deutschen Gesellschaft, mithin von einem Manne, der nichts Geringeres, als den eleganten Juristen machen will, abgelesen worden, die gleichwohl auf jeder Seite mit Sprach- und Stylfehlern angefüllt ist, ja sogar den ärgsten Solöcis-

*) Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze. 2 Theile. Leipzig. 1786.

mus an der Stirne trägt, indem es nicht dessen Anweisung, sondern Anweisung zu demselben heißen müßte. Noch liegt neben mir . . . Doch, ich will es lieber verschweigen, was alle für zierliche Anweiser noch neben mir liegen, mit denen ich nur noch härter verfahren müßte.

Niemand aber erlaube sich hierbei den Vorwurf, daß ich meine Rüge zu weit in's Kleine und Feine treibe. Das ist zwar eine sehr gemeine, aber jeder Vollkommenheit höchst nachtheilige Ausflucht. Wie wollen wir es jemahls zu einiger Vollkommenheit in unserer Sprache und Schreibart bringen, wenn wir die uns vor allen Nationen eigene Unart, es mit Kleinigkeiten nicht so genau zu nehmen, nicht ablegen? Nicht die Sylbe, ja nicht einmahl der Buchstab sollten unserer Aufmerksamkeit zu geringe seyn. Wer des Hellers nicht achtet, gelangt nicht zum Thaler, ist ein Sprichwort in Jedermanns Munde. Wir befolgen es auch oft bei andern Gegenständen bis zur Übertreibung. Warum denn hier gar nicht?

Ich frage nun nur noch, ob die gerügten Fehler wohl solche Eigenheiten des Kanzelley-Styles sind, die man ihm nicht füglich nehmen darf? Wird man nicht im Stande seyn, jene Präsentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufassen, ohne gleichwohl den Dichter oder schönen Geist zu verrathen, der freilich, wie alle wahren Dich-

ter und schönen Geister selbst am besten wissen, aus Aufsätzen dieser Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch, — noch ein Mahl Wunders halber! — versuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Versetzung, (oder immerhin auch Translocation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufsätzen dieser Art so genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererei zu übertreiben.) Also: Zu dem hiesigen, durch die neuliche Translocation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte stelle ich hiermit, Kraft meines Patronat-Rechts, welches aus den beglaubten Beilagen — erhellet, den Candidaten N. dar. Da sich derselbe als Landeskind, das drei Jahre zu N. Theologie studiert hat, legitimiren wird, so bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen, und, wenn er tüchtig befunden seyn wird, wegen seiner Probepredigt, Ordination und Einsetzung das Nöthige verfügen zu lassen.

Der ich etc.

Schmeckt denn nun das nach falscher Schöngeisterei? Oder ist es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufsatz ohne Überfluß und Mangel *)? O, man lasse sich

*) Es ist in unserm politisch-ökonomisch-mercantilischen Zeitalter, in welchem Alles, was eine Feder rühren kann, aufklären

doch ja nicht von Unwissenheit, Unvernunft und Geschmack-
losigkeit gegen alles dasjenige einnehmen, was sie so oft mit
höhnischem Nasenrümpfen Schöngeisterei, Bellettristerei, und

---

und der armen Menschheit auf die Beine helfen will, des Zäh-
lens, des Rechnens, des Messens, des Wiegens kein Ende.
Das Meiste betrifft indessen bloß Geld, oder Geldeswerth; gerade,
als ob alles Wohl und Weh der Menschheit bloß im Geldbeutel
steckte. Allein eine Million Menschen, die hundert Millionen Geld
und für hundert tausend Millionen Geldeswerth besäße, konnte
denn doch wohl außer dem noch etwas haben, welches leicht eben
so viel, ja noch mehr werth wäre, als das alles Beides, mithin
allerdings verdiente, daß so wohl Staats- als Privat-Wirthschaft
ihre Künste daran ausübten. Und dieses wichtige Etwas ist, —
ich wette, kein Mensch denkt daran, — ist die liebe, liebe Zeit.
— Ersparniß der Mühe und Zeit, so wohl für den Schreiber, als
den Leser, ist wohl nicht das kleinste Verdienst. Wäre es mög-
lich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weit-
schweifigkeit des Hof- und Kanzelley-Styls veranlaßt, genau zusam-
men zu rechnen, so würde man über die Hauptsumme vor Schre-
cken erstarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate,
nicht größer, als der unserige, jährlich das Leben wenigstens eini-
ger hundert Menschen bloß auf Titelschreiben verwendet wird.
Wie viel nun nicht vollends auf andern end- und nahmenlosen
Überfluß?] Wie viel besser konnten nicht so vieler Menschen Leben
und Kräfte genützt werden? Und wenn auch das nicht, so dächte
ich, das verächtlichste far niente wäre immer noch weit besser, als
Leib und Seele an solchen Nichtswürdigkeiten dumm und stumpf
zu schreiben.

Gott weiß, wie alle, zu schelten pflegen! Nichts kann der Geistes-Cultur nachtheiliger seyn, als wenn solch ein unwürdiger Spott zugleich wahre Vernunft, nützliche Kenntniß und guten Geschmack antastet, ohne welches Alles der schöne Geist nur ein Bettelprinz ist. Schöner Geist! Schöner Geist! — Ich habe dergleichen Hohneckereien mit eigenen Ohren von vornehmen Kathedern herab gehört, nicht anders, als ob es ehrenvoller wäre, ein häßlicher, als ein schöner Geist zu seyn. Mir ist noch nie ein wahrer echter schöner Geist vorgekommen, der nicht zugleich ein sehr vernünftiger, mit mannigfaltigen sehr würdigen Sachkenntnissen genährter und gestärkter Geist gewesen wäre. Aber häßliche Geister ohne Vernunft, ohne Geschmack, ohne menschenadelnde Kenntnisse, umschwärmen Einen überall, wie das Fliegengeschmeiß im Sommer. Man bringt den schönen Geist in der Gestalt, wie er diesen Nahmen verdienet, wahrlich nicht mit auf die Welt, ob man gleich etwas mitbringen muß, welches vielen sehr gelehrten Leuten mangelt, nähmlich das Talent der Urtheilskraft, oder das Specifische des so genannten Mutterwitzes, wie es Kant, der erste Philosoph auf Erden, nennt, ein Talent, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann *).

*) Der Mangel an Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht ab-

Aus diesem Mutterwitze, gleichsam dem Fruchtkeime eines jeden, und also auch des schönen Geistes, muß sich der echte schöne Geist durch ein Studium, eben so mühsam, als jedes andere, erst langsam hervor arbeiten. Er muß sich durch Einsammlung humaner Kenntnisse und durch sehr oft angestellte Übungen auf der Palästra des Geistes zu demjenigen, wofür er sich mit Recht ausgeben will, entwickelt und ausgebildet haben. Wenn der schöne Geist ein solcher ist, so ist er nicht bloß eingeschränkter nothdürftiger Ausüber und Beurtheiler dieser oder jener einzelnen Kunst, etwa der poetischen, wiewohl auch das schon nicht unrühmlich wäre,

ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae potens et cantor Apollo;

sondern er ist fertiger, er ist wohlbefugter Richter und Lehrer jeder Kunst des Geistes, sie werde nun ausgeübet, von wem sie wolle. Würde ein schöner Geist lehren, man solle in Versen oder in poetischer Prose processiren, so würde er

zuhelfen. Ein stumpfer, oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit auszurüsten, da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem, (der Secunda Petri,) zu fehlen pflegt, so ist es nichts Ungewohnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die, im Gebrauch ihrer Wissenschaft, jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen. S. Kant's Critik der reinen Vernunft. S. 172.

durch nichts offenbarer verrathen, daß er nichts weniger, als ein echter schöner Geist, sondern ein verwahrlosetes Ding von eben der Art sey, wie sie die obern Facultäten zu Legionen aussenden. Der wahre schöne Geist, der dieß schlechterdings nicht seyn kann, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger Geist ist, lehret und befördert nicht nur niemahls schön seyn sollende Grimassen, sondern er ist es gerade, der allen unschicklichen Geschmacks-Grimassen am wirksamsten entgegen steuert. Er ist es gerade, welcher der läppischen Flittern und einer gewissen ästhetischen Schminke, womit, nicht schöne Geister, sondern unbesonnene an Urtheilskraft arme Theologen und Juristen selbst ihre Wissenschaften verunstalten, am lebhaftesten spottet. Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in sicheres festes Gefühl, das ist, in Geschmack verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht. Wenn nun aber, o Schüler der Themis, der schöne Geist, der überall den Codex gesunder Vernunft bei sich führen und daraus seinen Nahmen rechtfertigen muß, dir aus den Regeln, welche in dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, oder in der Zusammenstimmung der besten Mittel zum besten Zwecke gegründet sind, darthut, daß du dich ohne Noth von der Vollkommenheit entfernest; wenn er dir den geradesten

und kürzesten Weg zu derselben zeiget: so mache es dich nicht irre, daß es ein schöner Geist, und nicht ein Jurist war, der dich des Bessern belehrte! Es mache dich nicht irre, wenn etwa Juristen, welche in Vorurtheilen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alt und grau geworden sind, der bessern Theorie nicht beistimmen! Auch warte nicht erst, bis die alten Herren, die den Mangel ihrer Jugendbildung durch Geistes-Lahmheit und Steifigkeit büßen, dir voran gehen, oder du wirst sehr spät, vielleicht auch niemahls zum Ziele der Vollkommenheit gelangen.

Aus dem bisher Gesagten folget, daß Juristen und Geschäftsmänner es um deßwillen bei Lehrern aus ihrem Mittel schwerlich zu einiger Vollkommenheit in der Schreibart bringen können, weil eine so große Menge derselben weder Einsicht, noch auch Geschmack genug dazu besitzt, ja, weil eine so große Menge sich nicht einmahl schämet, etwas bei sich zu vermissen, was gleichwohl vor Alters die Cicero, die Hortensius, Pompejus, Cäsar, u. s. w., — wahrlich doch auch Juristen und Präsidenten eines Rathes, nicht etwa für ein Deutsches Residenz-Städtlein, oder ein Paar Meilen in die Runde, sondern für Rom und die Welt! — nicht unter der Würde ihrer Bemühungen achteten. Niemand aber wird hoffentlich zugleich daraus folgern, als ob ich allen unsern Rechtsgelehrten ohne Ausnahme Einsicht und Geschmack in

der Muttersprache und Schreibart, mithin ihrem Unterrichte allen Nutzen für den jungen Zögling ganz und gar absprechen wolle, welches gewiß die schimpflichste Unbesonnenheit seyn würde. Von wem, der nur den mindesten Sinn für diese Dinge hat, kann es unbemerkt bleiben, daß z. B. in unsern Landen ein vorzüglich guter, wenn gleich noch kein vollkommener Kanzelley-Styl herrscht? Und wer, wenn er mit unbefangenem Blicke auf den Grund dieser angenehmen Erscheinung zurückforscht, kann da die Bemühungen solcher Rechtslehrer auf der hiesigen Universität verfehlen, welche, so wie an Rechtskenntnissen, also auch an einem richtigen, reinen und schicklichen, so wohl mündlichen, als schriftlichen Vortrage so viele ihrer Zunftgenossen übertreffen? Aber auch aus den Schulen solcher Männer, besäßen sie auch noch so viel Geschmack, noch so viel gründliche Einsicht in die Muttersprache und Schreibart, läßt sich etwas Vollkommenes weder erwarten, noch fodern, ob ich gleich sehr willig zugebe, daß aus ihren practischen Lehrstunden auch für den Styl kein geringer Nutzen entspringe. Alles desjenigen, was zur richtigen zweckmäßigen Sprache und Schreibart gehört, müßten die Schüler, welche ihren Übungsstunden beiwohnen, billig schon mächtig seyn. Wenn solche Männer sich auch auf Sprache und Schreibart einlassen, so geschieht es wohl nicht deßwegen, weil diese mit zu ihrem Zwecke gehörten,

sondern weil die leidige Noth sie dränget, wenigstens den auffallendsten, den unerträglichsten Mängeln, so viel die Zeit nebenher verstattet, abzuhelfen. Sie können auch nur alsdann ihre Winke geben, wann einzelne Fälle ihnen Gelegenheit darbiethen. Wenn nun der Lehrling auch von zehn und zwanzig Fehlern dadurch unterrichtet wird, die er beibehalten haben würde, wenn er diese Schulen nicht besucht hätte, so kann er bei dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch noch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Aufsätze, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehen.

Hieraus denke ich nun ist ersichtlich, daß Sprache und Schreibart, sammt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf Universitäten eigene Lehrvorträge, so wie von Seiten der Studierenden ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfodern. Es ist so wohl der classischen Vollkommenheit unserer Literatur, als überhaupt der Behandlung unserer Federgeschäfte im Staate sehr nachtheilig, daß man diese Kenntnisse gleichsam als niedere betrachtet, mit welchen man schon auf den niedern Schulen fertig geworden seyn müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höhern Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will

man eigentlich damit sagen? Freilich, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, habe ich eben so wenig gegen eine Eintheilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unserer Seelenkräfte. Aber, wahrlich! der Grund, aus welchem eine gewisse strotzende Hochgelahrtheit diese Eintheilung zu machen scheinet, ist sehr thöricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erfoderten? O, wenn dieß den Nahmen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine classische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter classischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erfoderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit versäumt sind, und jene großen Haufen liefern dazu oft nicht ein

Körnchen. Die unzähligen Beispiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten, und es doch nicht können, die es selbst bei nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät, nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht dennoch in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter, als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts, als Latein, Griechisch und ein wenig zusammen gestümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird? Und dennoch wären diese Schulen noch immer weit besser, als diejenigen, wo, nach der Überweisheit einiger neuern Pädagogen, eine Art von höhern wissenschaftlichen — Spielereien die Redekünste verdränget.

Aber sind denn nun diese schweren Künste in der That so wichtig? Sind sie es werth, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? Daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wenn nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht geringe schätze? Das sollte ich doch ohne alle Anmaßung denken.

Alles menschliche Wissen bestehet in Vorstellungen des Mannigfaltigen der Dinge in ihren Verhältnissen, und in der Kunst, dieß auf das genaueste zu bezeichnen. Beides, Vorstellung und Bezeichnung, ist so innig mit einander ver-

bunden, daß man nicht genug über die Unbesonnenheit derer erstaunen kann, welche gleichsam scheiden wollen, was Gott zusammen gefügt hat. Ohne Bezeichnungskunst ist kein Verkehr unter den Menschen möglich, die gleichwohl zur Gemeinschaft unter einander geschaffen zu seyn scheinen. Je höher diese Kunst getrieben werden kann, desto inniger und fester muß sich die Menschheit zu einem großen, vollständigen, gesunden und thätigen Körper zusammen gliedern.

Das gesellschaftliche Menschenleben erfodert einen beständigen ununterbrochenen Hin- und Herhandel mit unzähligen Gedanken und Empfindungen. Dieser kann nicht anders, als durch schickliche Zeichen getrieben werden. Ausgemacht aber ist es längst, daß unter allen bekannten Bezeichnungsarten diejenige, welche im gewöhnlichsten und allgemeinsten Sinne Sprache heißt, die vorzüglichste sey. Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfodert so wohl der Verstand, als der Geschmack. Was für ein armseliger Handelsmann ist derjenige, der seinen Beutel nicht voll dieser Münze hat, der ihren Gehalt nicht kennet, der nicht weiß, weß das Bild und die Überschrift ist, der sie nicht aufzuzählen versteht! Er gleichet dem Kinde, das noch kein Geld kennt, das alle Sorten, von der Guinea an bis zum Heller, bunt durch einander,

ein Stück für das andere, bloß, weil Alles rund ist, und noch dazu mit allem seinen Kinderschmutze besudelt, hinzählt. Der Handel kann so nicht bestehen; er muß, wenn nicht ganz in Stockung, dennoch in die unseligste Verwirrung gerathen. Wenn unser Geist auch aller möglichen Erkenntniß ohne Sprache fähig wäre, welches sich doch wohl wenigstens in Ansehung der abstracten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, so würde der Mensch, ohne Kenntniß der Sprache und des Ausdruckes, dennoch eben so übel daran seyn, als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswerth, aber an barem Gelde selbst fehlte. Er würde, so wohl in Einnahme, als Ausgabe, tausend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baren Casse ist, nichts gewahr wird.

Ist dieß schon der Fall mit jedem gemeinen gesellschaftlichen Menschen, wie viel mehr muß er's nicht seyn mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr steht. Wie weit fertiger muß nicht dessen Geist seyn, Vorstellungen auf alle mögliche Arten so wohl zu empfangen, als auch wieder zu geben! Kein gesellschaftlicher Mensch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in seinem Leben durchaus vermeiden, zu Zeiten unterrichten, überreden, rühren, oder auf irgend eine Art ergetzen zu müssen. So wohl sein eigenes, als auch sei-

nes Nächsten Wohl und Weh hängt mehr, als Ein Mahl, von seiner Empfänglichkeit für alle diese Wirkungen ab, wann sein Verstand oder sein Herz von außen her angeredet wird. Überall stehet der Sprachausdruck als Mittel mit diesen Wirkungen im genauesten Verhältnisse. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig ist? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasselbe ist?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben, so wichtig, sondern auch, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Nothdurft, ist sie jedem einzelnen Menschen an und für sich zur Erhöhung und Veredelung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichthum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es von einer Seite wahr und unläugbar ist, daß der an Erkenntniß wachsende, an Empfindungen sich veredelnde Geist die Sprache bereichert, verfeinert, und sie gleichsam mit sich nimmt, wann er in das Reich seiner Herrlichkeit eingeht, so bereichert und veredelt von der andern Seite eben so gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, besonders, wenn diese die Muttersprache ist, den an Vorstel-

lungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieses aber mit einem für den Lernenden sehr angenehmen Unterschiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als, je vollkommener Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seiner Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als, aller Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als, eben so gebrechlich denken und empfinden. „So lange der Mensch nicht reden konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und

schönen Gedanken in der gefälligsten Einkleidung*), — so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, oder redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.„

Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Muttersprache in ihrem ganzen Umfange anschaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die sich bei geringem Nachdenken vor dem Geiste versammeln, nur einen und den andern auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn schon diese wenigen müssen es hinlänglich darthun, daß echtes Sprach-Studium nichts Geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

*) S. Engel's Philosoph für die Welt. 2. Th. S. 19. Neue Aufl. von 1787.

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinüber gehaucht, so überaus schwer und wichtig sind, so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des wirkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier obern Facultäten. Er ist keinesweges der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls salva Republica literaria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die Weisesten aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anders, als Redekünste, und vornähmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten umnebelten Geist erwärmet und erleuchtet haben. Redekünste sind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten auf-

recht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet: dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur auf Körper, und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern verste-

het! Menschen, die Ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet Ihr dagegen die Künste des Geistes, vornähmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigenthum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird. Wenn wir Sclaven sind, so sind wir's wahrlich nicht durch jene Stein- Eisen- Blei- und Fleischmassen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Massen entgegen zu stellen haben; sondern darum sind wir's, weil wir die kraft- that- und siegreichsten Künste des Geistes, die Künste, zu reden und zu schreiben, vernachlässigen. Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?

Wahrlich, ich weiß nichts Besseres, den gehorchenden Theil des Staates gegen die stehenden Kriegsheere, gegen die Festungen und Kanonen des Gebiethenden im nothwendigen Gleichgewichte zu erhalten, als Kraft des Geistes und Fertigkeit in seinen wichtigsten Künsten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle

des Mundes der Demosthene und Cicerone vertreten. Es sind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz- und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen sich die höchst mögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredtsamkeit doch nicht immer siegen. Oft, wenn Gründe nicht siegen, sind es, bei Lichte besehen, schlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch Beides nicht immer siegt, verdient denn darum eine Festung, oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuversicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, diesem einige Kämpfer aus seinen Gliedern geschossen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieses aus einander gehen lassen? Welche Schlacht kostet nicht Blut, so wohl dem Sieger, als dem Besiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünste geringe zu schätzen, oder zu vernachlässigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit Recht, Eigenthum und Freiheit, mit Geistes- und Herzens-Adel, mit der ganzen so genannten Sachgelehrsamkeit nehmen wird. Sachgelehrsamkeit! O, kein Mensch hägt tiefere Ehrfurcht, als ich, vor echter, menschengedeihlicher Sachgelehrsamkeit. Aber was für eine Sachgelehrsamkeit ist oft diejenige, die sich am unerträglichsten brüstet? Mit einer

Kinderspanne lassen sich die Grenzen ihres Nutzens ausmessen; oft gilt sie kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze, und einen Schritt hinüber ist sie — Plunder. Wenn noch allumfassende Kunde so wohl der geistigen, als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geschichte, nicht eine gewisse Plunderkrämerinn, die sich auch so nennt, sondern die so selten erscheinende erhabene Menschenlehrerinn, wenn die noch sich brüsteten, die der tiefsten Verehrung so würdig sind: so würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich seyn, weil Redekunst der Stab, die rechte Hand einer jeden Wissenschaft ohne Ausnahme ist, jedoch wäre es immer noch eher zu ertragen. Aber wenn . . . doch, ich breche ab.

III.

Zwei Freimaurer-Reden.

1.

Über die Zufriedenheit *).

1788.

Wenn man gesund, und so wohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich läugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wann mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Strick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären, als ob das alte, dunkele, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen. So bald mir aber einmahl der Strick nur etwas loser

*) Aus der Handschrift.

sitzt, so bald das Wollengespinst von meinen Nerven ein wenig sich abgestreift und das Instrument seinen helleren, reinen Naturton gibt, so bald die ungedeihliche, lähmende December-Witterung der Seele sich aufklärt, so wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheits-Katechismus fein im Gedächtnisse habe und beobachte. Und dieser ist überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der stammt gewiß aus dem Geschlechte der Ohnesorgen!„ kann hierbei Mancher sagen oder denken. Den Ohnesorgen liegt das so in der Art, daß sie zufrieden und glücklich sind, sie mögen viel, oder wenig haben, sie mögen hoch, oder niedrig, oder auch gar nicht auf der Ehrenliste des Staates stehen. — Ihr habt Recht, Ihr Herren, die Ohnesorgen sind ein zufriedenes und glückseliges Völkchen; vergeßt doch aber nicht, zugleich mit hinzu zu fügen: besonders, wenn sie Gott vertrauen. Daß der Sorglose zufrieden ist, das ist des Wunderns eben nicht werth. Wenn der Mensch bei seinem gegenwärtigen Zustande keine Spanne lang vor sich hinaus in die Zukunft sieht, so kann er leicht zufrieden seyn, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigstens neunzig aus Neid, oder wegen Besorgniß in Ansehung der Zukunft sind.

Der Trieb, nur fröhlichen Empfindungen nachzuhän-

gen, so wie, den Kummer zu verbannen, ist so allgemein, und den Trostgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir so gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und sein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum sähen wir sonst, — zur großen Verherrlichung der ewigen Vorsicht, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maß von Glücksgütern ausschließlich hat binden wollen, — warum sähen wir sonst so viele Zufriedene, so viele Glückliche in der äußersten Dürftigkeit?

Meine Brüder, lassen Sie uns doch einmahl ein wenig sehen, was uns wohl einen Theil dieser Zufriedenheit gewähren könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja, vielleicht sehr viel dazu beitragen. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unsere Umstände bis zu einer thierischen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herab zu sinken braucht, so stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglücke gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät in seine Lage.

So wie unsere Sinnenwerkzeuge von selbst die gewohnte Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Ge-

genstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserm Glücke, weil sie es dunkel fühlt, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe.

Dieß ist nun freilich noch ein sehr niedriger, ja, der allerniedrigste Grad der Zufriedenheit. Es ist eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Cultur und Veredelung des vortrefflichsten Gewächses darbiethet. Wir wollen weiter sehen, wie es sich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächsten Erfordernissen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit schon ungemein erhöhet werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunst, mit gesunden, guten Augen auch gut zu sehen. Ich verstehe hierunter die Neigung und Geschicklichkeit, sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vorzustellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte zu bemerken. Wenn man die beiden Wahrheiten gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt sehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es darauf ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll,„ so muß nothwendig unsere Zufriedenheit von unserer Art, die Sachen zu betrachten, oder von einer glücklichen Gabe und Kunst, zu sehen, ab-

hängen. Es ist überhaupt keine so traurige und nach der Meinung des großen Haufens noch so böse Begebenheit, die nicht von einer vergnügt gestimmten Seele oder von einem verständigen Manne von einer guten Seite könnte angesehen werden. Und ich glaube, wie es, unsern gesunden Verstand ausgenommen, kein irdisches Gut gibt, das man unbedingt ein Gut nennen kann, so gibt es auch kein Übel, das man nicht wozu nutzen kann, wenn man nur Verstand hat. Unser Verstand ist die Biene, die aus jeder Blüthe und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu saugen vermag.

Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, so gehört gewiß diese glückliche Kunst unter die beneidenswürdigsten Dinge. Sie erheitert den ganzen Gesichtskreis unseres Lebens, und schafft einen unvergänglichen Frühling um uns her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fisch im Wasser; unser Blut fließt leicht durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns unsere Heiterkeit; wir finden alle Menschen liebenswürdig, und werden von ihnen wieder liebenswürdig gefunden. Kurz, es ist nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhält, als die herrliche Kunst, Menschen und Dinge von der guten Seite anzusehen. Und sie ist gar so schwer nicht, als man sich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu

unwillig, träge und verdrossen ist, ein wenig um sie herum zu gehen und den Standort der Betrachtung zu wechseln. Das Gute, was sich allenthalben findet, springt dann ganz von selbst in die Augen.

Nächst dieser Kunst, zu sehen, getraue ich mir auch das als ein sehr wirksames Mittel der Zufriedenheit vorzuschlagen, wenn man seinen Wünschen fein oft die Flügel beschneidet, und sie nach solchen Mitteln der Befriedigung stimmt, die in unserer Gewalt stehen. Auch dieß zu bewerkstelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen schon vorgearbeitet. Denn natürlicher Weise begehret unser Wille nur diejenigen Dinge, die sich unser Verstand einiger Maßen als möglich vorstellet. Wer ist so unnatürlich thöricht, sich in den Mond, oder in eins der Paradiese zu wünschen, die es auf andern Planeten geben mag, und sich von solchen Wünschen beunruhigen zu lassen? Und warum? Weil dem Verstande keine Mittel einleuchten, solche Wünsche zu befriedigen. Aber warum gewöhnen wir uns denn nun nicht, alle Dinge außer uns als eben so über unser Vermögen zu betrachten? Und das müssen wir allerdings, wenn wir nur einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken. Denn so bald wir gethan haben, was wir wußten oder konnten, und der Erfolg entspricht nun dennoch unsern Wünschen nicht, so muß man denken, die Erlangung war, wenigstens für

das Mahl, eben so unmöglich, als es unmöglich ist, in's Paradies der Thoren im Monde auf Gänseflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieses, so würden wir es eben so wenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unserer Geburt, unserer Talente oder unserer Geschicklichkeit fordern zu können glauben, entbehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld entbehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben sitzen, oder, wie der Delai Lama, göttlich verehrt und angebethet werden. Ja, noch mehr! Wir werden sogar aus der Noth eine Tugend machen, und eben so wenig gesund zu seyn fordern, wenn wir nun einmahl krank sind und unstreitig krank seyn sollen, eben so wenig frei, wann wir gefangen sind, als wir verlangen, aus unzerstörbarem Stoffe, aus gediegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu seyn, oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tschimborasso erheben zu können. Indessen können wir bei diesen geringen Mitteln immer noch glücklich seyn, wenn nur unsere Wünsche nicht größer sind, als die Mittel, sie zu befriedigen. Freilich ist das wohl gewiß, daß ein wohlgestalteter, kraftvoller Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt, und der dabei eben so weise, als tugendhaft ist, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein anderer armer, ungesunder, übelgestalteter Krüppel, bei aller seiner Weisheit und

Tugend. Allein, so wie ein kleiner Becher eben so voll seyn kann, als der größte Ehren-Pokal, ob er gleich weniger Wein enthält, so kann man auch annehmen, wenn man eines Jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung seiner vernünftigen Wünsche nimmt, daß die allerniedrigsten und ärmsten Menschen, die vom Glücke am übelsten behandelt und verwahrloset sind, eben so zufrieden und vergnügt seyn können, als die Lieblinge des Glückes, ob sie gleich nicht eine so hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Lassen Sie uns also, meine Brüder, in einer solchen Unabhängigkeit von der Beherrschung des Glückes uns erhalten, daß, wenn wir gleich keine Gelegenheit versäumen, die Vortheile festzuhalten, die es uns anbiethet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es sie uns verweigert. Böthe mir das Glück eine Million an, so streckte ich zuverlässig meine Hände danach aus, und reichte es mir in der andern zwei Millionen dar, so griffe ich ganz gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja, nach hunderten am allerliebsten. Weil das nun aber nicht geschiehet, und sicherlich deßwegen nicht geschiehet, weil es in der Reihe und dem Zusammenhange der Dinge gar nicht geschehen kann, nun, — so ist es auch gut. O, wie groses Unrecht mögen wir nicht oft dem armen Glücke thun,

das vielleicht ohnmächtiger, als wir, ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft eben so, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souveräne, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell anzustellen im Stande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke seyn mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Recept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man bestrebe sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werthe verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Specificum für den Neid. Denn es beziehet sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen eben die Güter besitzen, und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig seyn, so würde es der seyn müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist. Denn das ganze Wesen ihres Werthes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! — Sollten die Gegenstände des Neides seyn, so könnten sie es nicht anders

werden, als wenn man sie zu bloßen Mitteln des Geldgeitzes und der Ehrsucht herabwürdiget. Alsdann müssen sie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren, wie alle anderen Artikel, wann der Markt damit überladen ist. Unterscheiden muß man also die Güter, die ihren Werth dadurch verlieren können, daß andere Menschen ähnliche besitzen, von denjenigen, die durch diesen Umstand an ihrem inneren Gehalte und Werthe nichts einbüßen. So würde ein Mensch, der eine Million besäße, unbeschreiblich reich seyn, wenn Niemand außer ihm Geld hätte; aber er würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menschen das Geld zu hundert und tausend Millionen besäßen. In ähnlicher Rücksicht ist auch eine gute Eigenschaft, ein angenehmes und nützliches Talent, die Jemand besitzt, desto rühmlicher, je Wenigere sie außer ihm besitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, so wie den Reichthum, zu beneiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf Reichthümer und Ruhm, welche sie begleiten können, werden dadurch an sich keinesweges vermindert, daß auch Andere sie besitzen. Es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man Andere deßwegen beneiden soll.

Ein vortrefflicher Weltweiser, Descartes, erhöhet diese Anmerkung noch durch folgende Betrachtung. Die Güter, welche die zahllosen denkenden und empfindenden Geschöpfe

der unbegrenzten Natur genießen, sind von der Art, daß uns dadurch nicht das Mindeste abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchste Wesen lieben und in Ansehung der Geschöpfe unsern Willen mit dem seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommener, edler und größer das Ganze ist, wovon wir Theile sind, und desto mehr Ursache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf Denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglücke in's Daseyn hervor gerufen, oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangele, dessen es in seiner jedesmahligen Lage zu seinem Wohlseyn bedarf. Alle übrigen Mittel dienten bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos seyn? — Allein können wir das wohl; und wenn wir es könnten, sollen wir es? — Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig seyn, um in seinem männlichen Alter brauchbar zu werden und sein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings; das soll er!

Aber, wenn er seine Pflicht gethan hat, so soll er sich auch auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag, — er mag sie ihn genießen lassen, oder nicht, der Frost mag sie in der Blüthe tödten, oder Nässe, Dürre, Ungezieser schon nahe an ihrer Reife zerstören, Hagel mag den Halm zerknicken, oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reissen, — glauben soll er und wissen, daß Alles, was Gott thut, wohl gethan sey. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht so wohl der Sorglose, als vielmehr derjenige seyn, der Gott vertrauet.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrage ermüden, meine Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung, daß ich Sie nicht besser unterhalten habe. So gern ich es gethan hätte, so haben mich doch meine Geschäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dieß Wenige, dachte ich indessen, wäre doch besser, als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichste im Jahre ist. Da wir uns an demselben hauptsächlich zum Wohlseyn und zur Freude versammeln, so glaubte ich, diese kurze Betrachtung könnte vielleicht in so fern einen schicklichen Bezug darauf haben, daß sie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Distelbusch auszujäten, der dem Wachsthume des herrlichsten Gewächses sonst hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns Allen dazu sein

Gedeihen, und lasse uns so wohl diesen, als alle übrigen Tage dieses neuen Logen-Jahres zu wahrer Zufriedenheit und Glückseligkeit gesegnet seyn!

2.

Über den moralischen Muth *).

1791.

Tausende und abermahl Tausende erkennen vielleicht mit Überzeugung die erhabenen Vorzüge einer Glückseligkeit, die von Weisheit und Rechtschaffenheit erzeugt und genährt wird, und verächtlich erscheinet ihnen dagegen in gewissen Stunden jedes andere Glück der Erde. Entzückt von der Schönheit und Vortrefflichkeit eines der Tugend geweiheten Lebens, fühlen sie sich durchdrungen von dem lebhaftesten Enthusiasmus für Alles, wodurch die Menschennatur groß und ehrwürdig wird. Aber kaum machen sie den Versuch, alten durch Erziehung, Gewohnheit, Beispiele tief gewurzelten Vorurtheilen und verkehrten Neigungen zuwider zu handeln, kaum den Versuch, ihre selbstsüchtigen sinnlichen Triebe, die schon längst durch Verwöhnung ein Recht bekommen zu haben scheinen, ihre Befriedigung als ein Bedürfniß zu ertrotzen, durch Vernunft und die wohlwollenden sittlichen

*) Aus der Handschrift.

D. H.

Gefühle in ihre Grenzen zu weisen: so finden sie so viele furchtbare, Theils innerliche, Theils äußerliche Hindernisse zu bekämpfen, daß dieser thätige Eifer zum Guten gar bald wieder in ihren Herzen erkaltet.

Von innen — das längst aufgehobene Gleichgewicht aller Kräfte, Empfindungen und Triebe, dessen Mangel Unordnungen und Lasterhaftigkeit zu unausbleiblichen Folgen hat; die jeden Augenblick wieder erwachenden Begierden, welche an Stillung und Pflege gewöhnt sind, und alle guten Entschließungen bald wieder überwältigen; die bösen Fertigkeiten des Willens, welcher zur Unterwürfigkeit unter die Gesetze der Vernunft so leicht nicht zurück zu bringen ist, nachdem er ihre Oberherrschaft schon so lange nicht mehr anerkannt hat, und endlich die practischen Vorurtheile, die bei jeder Veranlassung, triumphirend über die besseren Grundsätze, in die Seele zurück kehren.

Von außen — so viele dem sinnlichen Menschen ganz unwiderstehlich scheinenden Reitzungen und Anlockungen des Lasters; so manches der Tugend Ungünstige, von ihr Zurückschreckende in den äußerlichen Verhältnissen des gemeinen Lebens und unserer bürgerlichen Verfassungen, die öfters eben nicht nach moralischen Zwecken angelegt scheinen; Verachtung, Spott, vielleicht sogar thätiger Haß und bittere Kränkungen von Seiten der oft wegen ihrer Menge,

ihres glänzenden Ansehns und ihrer überwiegenden Gewalt viel vermögenden Thoren und Lasterfreunde. — Diese und noch unsäglich viele andere moralische Schwierigkeiten, die mit Heereskraft uns entgegen treten, vereiteln öfters die besten Entschlüsse, und sind die Ursachen, daß nicht wenige Menschen bei allen ihren richtigen Einsichten, bei ihren häufigen guten Herzensrührungen entweder nie bis zu ernsthaften Versuchen ihrer Besserung fortgehen, oder doch, gleich nach den ersten Schritten, geschreckt durch jene Riesenheere, und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurück weichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinaus schieben, und so unter lauter edeln Vorsätzen ihrem Grabe entgegen reifen, ohne jemahls zu einer siegreichen Herrschaft über sich selbst, ohne jemahls zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Thorheiten und Lastern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückseligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerm Geiste und edlerm Herzen, — sey nun sein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf, oder eine Familie, — wenn er es einsieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größern oder kleinern gesellschaftlichen Verfassungen, der Menschheit nimmermehr aufgeholfen werden könne, — wenn er, hiervon überzeugt, den schönen und

rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Theile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, um die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren, und des Elendes weniger zu machen: — o! wer zählet alsdann die Schwierigkeiten, die er, der thätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er Trotz zu biethen hat, und wodurch viele Tausende, bei wirklich reinen und starken Regungen für das Gute und Edle, dennoch auf immer abgeschreckt werden, wichtige Versuche zur Vervollkommnung der Menschheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Festigkeit auszudauern? —

Zwar ist der Mensch mit genugsamen, so wohl physischen, als moralischen Kräften ausgerüstet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu siegen, jeden mißlungenen Versuch nicht nur wieder zu verbessern, sondern auch sogar zu seiner eigenen größern Vervollkommnung zu benutzen; er ist physisch und moralisch stark genug, gegen den Andrang der Feinde seiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, selbst aus seinen Niederlagen sich nur desto größer und edler zu erheben; kurz, er ist stark genug, durch seine große heilige, schützende Oberwalterinn, durch die göttliche Vernunft, so wohl über die Natur außer ihm, als sein

eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an sich selbst verzagende Kleinmuth und Furchtsamkeit, ein von außen und von innen, leider! so reichlich genährter bänglicher Sclavensinn verdunkeln das Gefühl dieser Kräfte, und machen uns durchaus unfähig zu fortgesetzter Erweckung, Übung und Anwendung derselben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterstreben, ohne welches unmöglich ist, das Ziel der Vollendung zu erringen.

Es ist demnach, zumahl in der gegenwärtigen äußerlichen Weltverfassung, welche der geistigen und sittlichen Vervollkommnung öfters noch so wenig günstig ist, ein nicht gemeiner Grad von Geistesstärke und Entschlossenheit zur Unternehmung guter und großer Thaten, und eine unter allen Schwierigkeiten nicht erliegende Standhaftigkeit derselben vonnöthen. Ohne diese Festigkeit des Geistes und des Herzens, ohne diesen moralischen Tapfermuth kann kein Menschenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menschen würdig seyn. Ohne ihn wird kein Sterblicher der hohen Pflicht Genüge leisten, so wohl zu seiner eigenen Veredelung, als auch zur wahren Vervollkommnung und Beglückung seiner Brüder unablässig geschäftig zu seyn. —

Meine theuersten Brüder! Wenn es auch mit uns der Fall seyn sollte, — und wessen Eigendünkel dürfte sich so weit vermessen, es läugnen zu wollen? — wenn es der Fall

seyn sollte, daß wir in der verflossenen Zeit zwar manche neue Einsicht in die erhabene Wissenschaft des Guten gewonnen, manchen edeln Wunsch im Herzen empfangen und gehäget, manchen rühmlichen Vorsatz gefaßt hätten, aber dennoch, durch Weichlichkeit und Verzagtheit gehemmet, nicht zu Thaten fortgeschritten wären: so hoffe ich, wird es des heutigen feierlichen Tages und des Anbeginns eines neuen Maurerjahres würdig seyn, über einen Gegenstand zu reden, der uns auf dem steilen Wege zum Tempel der Tugend eben so wichtig und unentbehrlich, als dem Seefahrer sein Vorrath an Speise und Trank ist. Diesen Gegenstand wollen wir Tugendmuth nennen. Von diesem Muthe soll mein Vortrag handeln; ihn wünschte ich in unser Aller Herzen zu hauchen, von ihm jeden noch so schwachen, tief unter der Asche kaum noch glimmenden Funken zur hohen und wirksamen Flamme anzufachen.

Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit schreiben wir einem Menschen zu, welcher sich durch erkannte, oder gar schon empfundene Schwierigkeiten und Gefahren von Verfolgung seiner Absichten nicht abschrecken läßt. Es wird also immer Kenntniß der Gefahren und Schwierigkeiten dabei vorausgesetzt. Denn wer unbekannten Hindernissen und Gefährlichkeiten ohne Furcht entgegen gehet, der scheint nur muthig und entschlossen zu seyn. Wären sie ihm bekannt,

so würde er vielleicht bei ihrem ersten Anblicke vor ihnen zurück beben.

Dieser kühne Muth kann bei einem vernünftigen Wesen keine andere Quelle haben, als das Bewußtseyn eigener und fremder ihm behülflicher Kräfte, welche, in Vergleichung mit jenen Schwierigkeiten, überwiegend erscheinen. Denn Gefahren und Hindernissen trotzen, ohne daß man sich hinlänglicher Stärke zu deren Besiegung, oder wenigstens zur standhaften und gelassenen Ertragung der schmerzhaften Folgen mißlungener Versuche bewußt ist, — das würde Verwegenheit und Tollkühnheit zu heissen verdienen.

Das auf sich selbst vertrauende Kraftgefühl, und der daraus entspringende entschlossene Muth beruhen aber nicht immer auf der Erinnerung an schon ehedem besiegte ähnliche Schwierigkeiten, oder an den glücklichen Fortgang ähnlicher Unternehmungen, sondern es tragen auch außer dem zu dessen Erzeugung und Verstärkung unter andern vorzüglich folgende Gründe nicht wenig bei.

Gleichwie das menschliche Gemüth überhaupt sehr geneigt ist, sich durch seine Wünsche täuschen zu lassen, und dasjenige für möglich, für wahrscheinlich, ja, selbst für wirklich zu halten, wonach es ein Verlangen empfindet: so überreden wir uns auch, wenn wir etwas ausrichten zu können wünschen, gar zu leicht, daß wir die dazu erforderlichen Ga-

ben, Talente und Kräfte wirklich besitzen. Auf diese Art erzeuget denn das Verlangen nach einer Wirkung ein freilich oft grundloses und triegendes Vertrauen auf uns selbst, und die Hoffnung, das Gewünschte hervorbringen zu können, — folglich auch Entschlossenheit und Muth im Bewußtseyn der, wenigstens unserer Meinung nach, uns beiwohnenden Kräfte. — Ja, da selbst das Gefühl unserer Stärke an und für sich, und wegen mannigfaltiger daran geknüpfter schmeichelnder Vorstellungen so angenehm ist, so entstehet schon hieraus in uns die Neigung, uns von dem wirklichen Besitze vorzüglicher Kräfte zu überreden, und auch das Schwere, zumahl wenn dieses an und für sich selbst Gegenstand eines heftigen Verlangens ist, mit Muth und Zuversicht auf uns selbst zu wagen.

Auf überwundene Schwierigkeiten zurück zu blicken, gewähret, wegen des damit verbundenen angenehmen Bewußtseyns wohl angewandter Kräfte, dem Gemüthe die süßeste Selbstzufriedenheit. Nichts ist also natürlicher, als daß man sich in diese glückliche Lage hinein wünscht, ja, vermittelst der Phantasie sich sogar in dieselbe hinein träumet, — daß man folglich von dem Kraftgefühle, das man am Ziele zu empfinden hoffet und wünschet, einen Vorgenuß hat, wodurch denn auch die Entschlossenheit und der Muth zu allen denjenigen schweren und gefahrvollen Unternehmungen,

durch welche man dieses schmeichelhaften Selbstbewußtseyns würdig und theilhaftig werden kann, nothwendig wachsen muß.

Sehr viel trägt ferner die gute Meinung und die Achtung, in der wir bei andern Menschen stehen, dazu bei, unser eigenes Urtheil von uns, unsern Verdiensten, Gaben und Kräften hinauf zu stimmen. Alles aber, was in uns das Gefühl unseres eigenen Werthes erhöhet, macht uns thätig, unternehmend, entschlossen, — so wie hingegen Alles, was uns in unserer eigenen Meinung und Empfindung erniedrigt, zaghaft und muthlos macht.

Auch die lebhafte Vorstellung von Beispielen fremder Entschlossenheit, Kühnheit und Geistesstärke erzeuget, vermöge der sympathetischen Einrichtung unserer Natur, einen ähnlichen Gemüthszustand, ein gewisses Gefühl ähnlicher Kräfte, und ein muthvolles Streben nach gleicher Vollkommenheit und Seelengröße.

Endlich kann auch die Erinnerung an ehemahls gelungene schwere Versuche, obgleich solche vielleicht von ganz anderer Art gewesen seyn mögen, — wie auch der Glaube an ein gewisses persönliches Glück, Zutrauen zu uns selbst und Muth zu schweren oder gefahrvollen Thaten bewirken.

Von diesen angeführten Gründen vereinigen sich gewöhnlicher Weise bald mehrere, bald wenigere mit dem aus

Erfahrung erlangten Bewußtseyn eigener Kräfte, oder mit dem Vertrauen auf fremden Beistand, um den Charakter des muthvollen Mannes zu bilden.

Es wird nun nicht schwer seyn, diese psychologischen Bemerkungen auf das Moralische anzuwenden.

Soll ich, um mir das hohe Glück der Weisheit und der Tugend zu erringen, alle meine Stärke aufbiethen, — soll ich nicht, entweder schon bei der bloßen vorhergehenden Betrachtung der in meinem Wege liegenden Schwierigkeiten, oder, nachdem ich solche bei den ersten gewagten Versuchen wirklich aus Erfahrung kennen gelernt habe, muthlos zurück treten: so muß ich alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle zu Hülfe rufen, welche mein Herz gegen die Hindernisse und Gefahren auf der Bahn der Rechtschaffenheit mit muthiger Entschlossenheit zu waffnen vermögen.

Viel ist schon gewonnen, wenn ich, aus inniger Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend und aus dem lebhaften Gefühle meiner Verbindlichkeit zu derselben, es in meiner moralischen Veredelung immer weiter zu bringen von Herzen wünsche. Denn schon dieses Verlangen wird mich geneigt machen, mir auch das zu meiner Vervollkommnung erforderliche Vermögen zuzutrauen. Ja, das Bewußtseyn meiner Verpflichtung, und der Wunsch, derselben Genüge zu leisten, wird das Gefühl der in mir liegenden sittlichen

Kräfte und der Stärke meiner freien selbstthätigen Vernunft aufwecken, beleben und erhöhen. — Und so wird denn zugleich mit der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Tugend und von meiner Verbindlichkeit zu derselben mir auch der Muth, alle moralischen Schwierigkeiten tapfer zu bekämpfen, zu Theil werden.

Wenn ich ferner, begeistert von dem hohen Werthe der Tugend, das Glück ihres Besitzers ganz zu schätzen weiß, — welche Wonne muß es mir dann seyn, mich auf eine erhabene Stufe meiner moralischen Veredelung hinzudenken, wo ich, mit süßer Selbstzufriedenheit, und mit der schmeichelnden Empfindung meiner Stärke, auf das Heer besiegter Schwierigkeiten und überstandener Gefahren, wodurch viele Tausende sich auch von dem ersten Schritte abschrecken lassen, dereinst zurück zu blicken hoffe! — Und dieser Vorgenuß des entzückenden Selbstgefühles einer triumphirenden Vernunft, wird er nicht meinen Muth zum Kampfe stärken? Wird nicht selbst der Anblick der Hindernisse, wenn ich mir sie nur nicht zu groß, nicht unüberwindlich denke, meinen Wunsch, das Ziel zu erringen, noch mehr entflammen, und meinem Streben nach dem höchsten aller Güter noch mehr Beharrlichkeit ertheilen?

Auch der Gedanke an gewisse äußerliche Verhältnisse, an die guten Meinungen und Erwartungen, welche Andere

von mir hägen, deßgleichen das Andenken an tugendhafte und rühmlich bekannte Vorfahren, Verwandte und Freunde, — auch diese und ähnliche Vorstellungen können den Muth zu moralisch großen Unternehmungen, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ungemein beleben. — Ja, die Beispiele moralischer Größe und Vortrefflichkeit wirken nicht nur an und für sich durch Sympathie, sondern auch vermittelst der hinzu kommenden Gefühle eigener Menschenwürde, eines edeln Stolzes und der lobenswürdigen Nacheiferung, eine Empfindung gleicher Stärke, und erheben die Seele zum Selbstvertrauen, und zu der Hoffnung, eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen zu können.

Zu diesem Allen kommt öfters noch ein durch Religion veranlaßtes Vertrauen auf Gottes besondern Beistand in Ausübung schwerer Pflichten, welches, ungeachtet es mehrentheils auf unaufgeklärten Begriffen beruhet, gleichwohl von großer Wirkung zu seyn pfleget.

Wenn nun ein aus diesen und ähnlichen Quellen entsprungener edler Muth zu großen und löblichen Thaten und zu einem ausdauernden Fleiße in der Rechtschaffenheit das Herz eines Menschen, — noch ehe er durch eigene Erfahrung von seinen Kräften überzeugt worden ist, — erfüllt hat, dann waget er mit entschlossener Seele die ersten Versuche. Gelingen diese, so wächst seine Zuversicht. Mißlingen sie,

oder sieht er nun erst aus Erfahrung, wie schwer der Kampf sey, so wird der Mann, dessen Muth nicht ganz auf grundlosen Einbildungen ruhet, zumahl, wenn es ihm nicht an den Anweisungen und an dem ermunternden Zuspruche eines weisen Lehrers, oder eines treuen und tugendhaften Freundes fehlet, nicht sogleich verzagen, sondern alle seine Kräfte aufbiethen, um die gute Meinung von sich zu behaupten, und sein Selbstvertrauen durch den Erfolg gerechtfertigt zu sehen. Selbst wiederhohlte Niederlagen besiegen Den nicht, welchem es mit der Tugend ein wahrer Ernst ist. Indem er unterliegt, lernet er überwinden. Und wie sehr muß dann durch jede Wahrnehmung, daß ihm die Ausübung seiner Pflichten immer leichter werde, — wie sehr muß mit jedem neuen Siege sein Muth und seine Entschlossenheit wachsen!

Mit diesem Tugendmuthe wagt es der nach wahren und edeln Grundsätzen gebildete Jüngling, bei seinem Eintritte in die größere Welt, der Thorheit und dem Laster den Kampf anzukündigen, und, von den Vorurtheilen und den verderblichen Beispielen seiner Zeit unabhängig, unter der Leitung einer aufgeklärten Vernunft, den Gang der Weisheit und der Tugend für sich zu wandeln. — Mächtige Schwierigkeiten werden ihm freilich bei jedem Schritte aufstoßen, und fürchterliche Gefahren seiner Rechtschaffenheit von allen Seiten drohen. Aber glückt es ihm, hier in ei-

ner Versuchung zu bestehen, dort in einer mißlichen Lage, wo ihm für seine Tugend bange war, seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, — heute über den Spott eines angesehenen und glänzenden Thoren durch Gegenverachtung zu siegen, morgen eine gefährliche Neigung, welche, durch äußerliche Lockungen des Lasters aufgeregt, sich empöret, nieder zu schlagen, und der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, — findet er so sein Vertrauen zu sich selbst durch den Erfolg täglich mehr bestätigt und gerechtfertigt: so wird ihn der Anblick neuer Hindernisse und neuer Gefahren je länger je weniger schrecken. Er hoffet ähnliche Erfolge von seinen schon durch die Erfahrung erprobten Kräften. Die süße Selbstzufriedenheit, womit nach jedem vorhergegangenen Siege sein Herz sich beseligt fühlte, wird ihm ein mächtiger Sporn zur verdoppelten Anstrengung, und der Gedanke, unterzuliegen, wird ihm desto unerträglicher, je mehr er schon aus eigenem Genusse die hohen Freuden kennet, womit die triumphirende Tugend sich selbst belohnet.

So ein mächtiger Antrieb aber zu großen und guten Unternehmungen der aus dem Gefühle eigener Kräfte entstehende Tugendmuth ist, so nothwendig muß er doch durch Vernunft und Klugheit in Schranken gehalten und geleitet werden, wenn er nicht zu Schanden werden, sondern seinen vorgesetzten Zweck wirklich erreichen soll Sich für allzu

stark halten, um irgend etwas fürchten zu dürfen, jede Schwierigkeit, jede Gefahr für nichtsbedeutende Kleinigkeit ansehen, gegen welche man nicht nöthig habe, seine ganze Aufmerksamkeit und Besonnenheit, oder alle seine Kräfte aufzubiethen, — dieß ist der gewisseste Weg zum Falle.

Der Mensch, welcher sich überredet, durch Grundsätze der Religion und Sittlichkeit gegen jeden Fehltritt allzu wohl verwahrt zu seyn, und dieser eiteln Einbildung zu Folge die Gelegenheiten, seinen guten Entschließungen untreu zu werden, nicht sorgfältig genug vermeidet, oder wenn er sich wirklich in gefährlichen Lagen findet, jene edeln Grundsätze und Beweggründe seinem Gemüthe nicht in der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig erhält, fühlet sich oft ganz unvermuthet von verführerischen Beispielen geblendet, oder von seinen eigenen Leidenschaften überwältiget und hingerissen zu dem, was seine Vernunft mißbilligen muß. — Glück für ihn, wenn er durch solche Überraschungen seine allzu hohe Meinung von sich selbst mäßigen, sich zu grösserer Vorsicht, zu genauerer Aufmerksamkeit auf sein Herz erwecken und zu einem gewissenhaftern Gebrauche seiner Kräfte und der ihm gegebenen Tugendmittel antreiben läßt! Aber dieses wird nicht immer die Folge davon seyn. Der Allzusichere, Unvorsichtige, der seine übertriebene Einbildung von eigener Stärke durch oftmahlige Übereilungen dieser Art widerlegt

sieht, verfällt gar zu leicht aus einer ungemäßigten Kühnheit in Kleinmuth und Verzweifelung an sich selbst; oder er gibt wohl gar allen Glauben an menschliche Tugend ganz und gar auf. Denn es ist der Eigenliebe doch immer noch erträglicher, den Grund ihrer getäuschten Hoffnungen und ihrer mißlungenen Versuche in der Unmöglichkeit der Sache selbst, als in ihrer Schwäche oder Nachlässigkeit zu finden.

Aber allzu großes Vertrauen auf eigene Stärke kann auch noch auf andere Arten der Tugend schaden, und die besten Entwürfe vereiteln. Es verleitet nähmlich nicht selten den Menschen, Dinge zu wagen, die über sein Vermögen sind, und von denen er doch beschämt bald wieder abstehen muß. Daher wird es denn Ursache, daß der Mensch auch dasjenige, was nicht über sein Vermögen gehet, aus Kleinmuth unversucht läßt, auch zu demjenigen nicht Muth und Entschlossenheit genug übrig behält, was er bei einem anhaltenden Gebrauche seiner Kräfte gar wohl ausführen könnte. — So wirkt auch eine überspannte Einbildung von eigener Geistesstärke jene stolze, von allen andern Menschen und ihren Urtheilen ganz unabhängig sich dünkende Selbstgenügsamkeit, welche schon Viele zu thörichten Sonderlingen gemacht hat, die, um nicht in den Fehler einer blinden Nachahmung und einer zaghaften Nachgibigkeit gegen Vorurtheile, Thorheiten und Laster zu verfallen, auch sogar in

gleichgültigen Dingen sich von dem gebahnten Wege entfernten, und sich hierdurch ganz unnöthiger Weise Spott, Verachtung und Haß zuzogen. Eine Zeit lang zwar ertragen sie alle solche Widerwärtigkeiten mit gelassenem Gleichmuthe, ja, es schmeichelt ihrer Eikelkeit nicht wenig, wenn sie sich berechtigt glauben, sich für Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu halten. Aber werden sie auch alsdann noch standhaft bleiben, wann es ihnen nicht einmahl mehr gelingen will, die Aufmerksamkeit des Publicums durch ihre Eigenheiten auf sich zu ziehen? Oder wann sie die nachtheiligen Folgen, welche die verscherzte Achtung und Zuneigung der Mitmenschen früher oder später für unsere Zufriedenheit und Ruhe zu haben pfleget, gar zu sehr empfinden? — Und wenn denn nun ihre selbstgenügsame Entschlossenheit, womit sie bisher allen ungünstigen Beurtheilungen Trotz bothen, sie verläßt; wenn sie, durch allerlei unangenehme Erfahrungen klüger gemacht, glauben, sich mit der Welt, es koste, was es wolle, wieder aussöhnen zu müssen: o, wie sehr ist dann zu besorgen, daß diese Aussöhnung selbst mit Aufopferung ihrer sittlichen Maximen geschehe, und daß sie, um sich gegen den Verdacht aller Seltsamkeit zu sichern, sammt ihren Sonderlingslaunen, auch ihre Tugend, die vielleicht selbst nur eine Laune bei ihnen war, aufzugeben sich bereitwillig finden lassen. —

Endlich werden oftmahls auch die besten Menschen durch ein ungemäßigtes Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Entwürfe und auf die unfehlbare Unterstützung der göttlichen Vorsehung zu den unbesonnensten und mißlichsten Schritten verleitet, wodurch sie sich die Schwierigkeiten dergestalt selbst häufen, daß sie bei aller ihrer eingebildeten Stärke endlich dennoch erliegen, und alle ihre Hoffnungen aufgeben müssen, oder doch nur mit der größten Mühe sich aufrecht zu erhalten, und nur den geringsten Theil ihrer löblichen Absichten zu erreichen vermögen. —

So wenig also ist kühner Enthusiasmus ohne Klugheit, und unternehmender Geist ohne vorsichtige Besonnenheit zu einem sittlich guten Charakter, oder auch nur zur Ausführung einzelner herrlicher Entwürfe hinreichend. Ein von bloßen Gefühlen erzeugter Muth greift zwar heftig an; allein er ist bei widrigem Erfolge auch desto größerer Gefahr des Abfalles ausgesetzt, — ja, er pflegt fast immer, gleich einem Feuer, dem es an hinlänglicher und aushaltender Nahrung fehlet, bald zu verlodern. Ist aber dieser Tugendmuth nicht bloß die Frucht eines warmen Gefühles, sondern wird er unterstützt und begleitet von den Einsichten eines sorgfältig prüfenden und richtig urtheilenden Verstandes, welcher seine Kräfte gegen die vorhergesehenen Hindernisse gehörig ab-

zuwägen und zu berechnen weiß: so wird er sich durch das, was ihm seine Arbeit auch über Erwartung erschweret, oder durch einzelne mißlungene Versuche und getäuschte Hoffnungen desto weniger niederschlagen lassen, je mehr er sich gleich Anfangs schon auf nicht vorhergesehene Schwierigkeiten, fehlschlagende Unternehmungen und betrogene Erwartungen zum voraus gefaßt gemacht hatte. — Weit entfernt, aus unbesonnener Hitze etwas auf das Ungefähr zu wagen, handelt die von Vernunft und Klugheit regierte Entschlossenheit nie anders, als nach wohl durchdachten und sorgfältig geprüften Planen. Im Handeln selbst aber begleitet sie ruhige Gegenwart des Geistes und stets aufmerksame Beobachtung so wohl ihrer selbst, als auch aller Umstände außer sich, deren jeden sie zur Erreichung ihrer Endzwecke zu nützen suchet. Gelassen berechnet sie jede sich äußernde Schwierigkeit gegen ihre aus Erfahrung und Überlegung richtig geschätzten Kräfte; bald ändert, bald ergänzet sie ihren Entwurf; wo die Hindernisse unüberwindlich erscheinen, da weichet sie zur rechten Zeit und mit Anstand; wo nicht Alles, was sie wünschet, erhalten werden kann, da weiß sie den geringern Vortheil aufzuopfern, um den wichtigern zu retten. Und so kommt sie, indem sie sich nie durch glücklichen Fortgang sicher, träge und unachtsam, und durch das Mißlingen einzelner Versuche nie verwirrt und kleinmüthig machen läßt, mit zwar lang-

samen, aber doch sichern Schritten, immer weiter in ihrer eigenen Vervollkommnung, und immer näher zum Ziele ihrer auf wahres Menschenwohl abzweckenden Bestrebungen.

Bruder, der du noch nicht allen Glauben an die Tugend, und an deines bessern Theiles hohe Bestimmung zu einer ewig fortschreitenden Vervollkommnung aufgegeben hast, in dessen Seele Sinnlichkeit und Eitelkeit noch nicht alles Gefühl für sittlichen Werth und Menschenwürde erstickt haben, tief präge in dein Gemüth den edeln Zuruf des Dichters: Fasse nur den Muth, weise zu seyn! Sapere aude! Oder hältst du es etwa für einen Einfall moralischer Schwärmerei, daß dem Menschen, der auch schon in seinem physischen Wirkungskreise, wofern es ihm nur ein wahrer Ernst ist, so Vieles vermag, nichts unmöglich sey, was zu seiner sittlichen Veredelung dienet, wenn er es nur mit ganzer Seele und mit anhaltendem Eifer wünschet und will? O, mache den Versuch! Fasse nur den Muth, anstatt der Vorurtheile des Ansehns, der Gewohnheit, der Mode, die Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit zu Regeln deines Lebens zu machen! Fasse den Muth, nicht in dem, was die Menge für groß und ehrenwerth ausgibt, sondern darin, was die unbestochene und unbefangene Vernunft dafür erkläret, deinen Werth und deine Ehre zu suchen. Und wenn es dir schwer wird, auszuführen, was so Wenige nur versuchen,

so fasse den Muth, dich hin zu denken auf eine jener hohen Tugendstufen, wo du dereinst als Mann oder als Greis mit dem Wonnegefühle der triumphirenden Rechtschaffenheit auf eine zahllose Menge überstandener Gefahren, und auf das Heer siegreich ausgeführter Kämpfe, worin so viele Tausende erliegen, zurück schauen wirst. Oder sollte das Bewußtseyn, deinem erhabenen Berufe getreu, und deinem Menschenadel nicht zur Schande gelebt zu haben, dir nicht so viel werth seyn, daß du um deß willen den Tadel der Unverständigen, den Spott der Thoren, oder den Haß der Tugendfeinde auf dich laden, — nicht den Kampf gegen dich selbst und dein eigenes Herz kämpfen möchtest? O, so wären alle die guten und großen, selbst von den Lasterfreunden heimlich bewunderten und geschätzten Menschen, welche vor dir der Tugend steilen Pfad zu wandeln den Muth hatten, in deinen Augen bedauernswerthe Thoren gewesen, die das Glück ihres Lebens einem leeren Dunst- und Schattenbilde zum Opfer brachten, — arme Betrogene, die um eines eiteln Traumes ihrer kränkelnden Phantasie willen es für besser hielten, Armuth, Niedrigkeit, Verachtung und ungerechte Bedrückung zu dulden, als auf jenen bequemen und so sehr gebahnten Wegen, welche die Philosophie des Weltmannes laut anpreiset, gleich den Meisten ihrer Zeitgenossen, nach Ehre, Macht und Reichthum empor zu streben, — Ge-

täuschte, die jedem Gute entsagten und jeden Genuß verschmäheten, so bald jene eingebildete Stimme der Pflicht in ihrem Innersten sich dagegen erklärte, — Unverständige, welche ihre Zeit nicht für sich, sondern für eine undankbare Welt verlebten, und nur dann sich glücklich zu fühlen glaubten, wann sie die Kräfte ihres Körpers und ihres Geistes für fremdes Wohl verschwendeten! Denn wisse, entweder mußt du die Ideen von Gesetz und Pflicht, von Tugend und Laster, für eitele Grillen, das moralische Gefühl für eine leere Einbildung, und Alle, welche noch an Menschenadel und Sittlichkeit glauben, für arme Schwärmer und Thoren erklären, oder — es darf keine Selbstverläugnung so schwer seyn, wozu du nicht um der Tugend willen dich muthig entschließen, kein Lebensgenuß so sehr dich reitzen, dem du nicht, um die Achtung gegen dich selbst und den Beifall deines Gewissens zu erhalten, auf immer entsagen, kein Weltglück so dich bezaubern, daß du es nicht gegen die erhabene Seligkeit der Tugend, welcher selbst die Ewigkeit keine Grenzen zu setzen vermag, großmüthig verschmähen solltest. Wähle selbst! Und wenn du als ein Wesen, dem die Vernunft nicht umsonst zu Theil wurde, dich bestimmet hast, so behalte auch den Muth, deiner Wahl getreu zu bleiben. Blicke oft hin nach den großen Beispielen derer, die um ihrer Pflichten willen, hienieden im Stande ihrer Bewährung, mehr thä-

ten, sich mehr versagten, mehr ertrugen, als von dir gefodert wird; die größere und zahlreichere Schwierigkeiten zu bestreiten, furchtbarere Gefahren zu überstehen hatten, um das zu werden, wozu sie sich berufen fühlten, — Menschen, die durch echte Weisheit, durch ungeheuchelte Rechtschaffenheit und wahre, seltene Verdienste um Anderer Wohl die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt, wenigstens die Achtung der Edeln und das überschwänglich lohnende Selbstbewußtseyn errangen, ihrer Menschenbestimmung gemäß gelebt zu haben. Warum solltest du, mein Bruder, und warum sollte ich weniger vermögen, warum weniger Selbstvertrauen haben? Waren Jene etwa frei von den Schwachheiten der Menschheit, die uns so zaghaft machen? Oder sind dir Kräfte, welche Vernunft und ein fester Wille gewähren, und wodurch Jene so viel vermochten, uns versagt? — Doch vielleicht sprichst du: „Ich erkenne und fühle die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der Tugend nebst der unnachlaßlichen Verpflichtung, auch mit dem Widerspruche meiner liebsten Neigungen und mit den härtesten Selbstverläugnungen, den Gesetzen meiner Vernunft Folge zu leisten; nur bin ich jetzt noch zu schwach dazu. Ich bedarf längerer Zeit, um mich mit den Grundsätzen der Weisheit recht vertraut zu machen, ich bedarf einer größern Reife des Alters und der Vernunft, um den Vorurtheilen

und dem Sittenverderben mit männlichem Ernste und Nachdrucke den Kampf anzukündigen. Wann die schwächern Jahre der Jugend vorüber sind, wann erst die Hitze der Begierden und Leidenschaften einiger Maßen abgekühlet und der Verstand zu mehrerer Festigkeit gelangt ist, — ja, wann vielleicht die eigene Erfahrung von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Sinnenglückes ein lebhafteres Sehnen nach höherem Genusse des Geistes und des Herzens in meiner Seele geweckt hat, erst dann wird es Zeit seyn, den Streit gegen Thorheit und Laster zu wagen, und auch dann erst wird glücklicher Erfolg zu hoffen seyn.„ —

Ist das die Sprache einer innigen Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend, und eines von dem lebhaften Gefühle seiner Verpflichtung zu derselben durchdrungenen Herzens? — Oder ist es nicht vielmehr die Sprache eines Gemüthes, dem die Freuden einer verwöhnten Sinnlichkeit noch mehr werth sind, als der Selbstgenuß eines guten tugendhaften Herzens? — Prüfe dich selbst, und antworte dann! — Vergebens suchest du durch scheinbare Gründe einer überlegenden Klugheit es dir selbst und Andern zu verhehlen, daß dein Zaudern wenigstens kleinmüthige und unedle Schwäche der Seele ist, welche nichts Großes und Lobenswerthes zu unternehmen vermag, weil sie fürchtet, es möchte Anstrengung der Kräfte, Verläugnung und Aufopfe-

rungen kosten. Vergebens hoffest du, es werde dir in den spätern Lebensjahren leichter werden, dich selbst zu besiegen, der Leitung deiner Vernunft und ihrer ewigen Gesetze zu folgen, und deine guten Entschließungen gegen die Macht der Vorurtheile, gegen die Reitzungen der Sinnlichkeit und gegen alle die Hindernisse, vor welchen du jetzt noch zagest, zu behaupten. Ja, wann die Begierden durch die lange Befriedigung völlig verwöhnet; wann die Begriffe von Recht und Pflicht in deiner Seele verdunkelt, und die Gefühle für Tugend und wahre Menschenwürde durch die unglückliche Fertigkeit, ihnen zuwider zu handeln, bei dir geschwächt, oder gar erstickt sind; wann dein Gemüth durch die Länge der Zeit sich noch mehr nach dem verderbten Weltton gestimmet, und die practischen Vorurtheile und die bösen Beispiele über einen guten Grundsatz nach dem andern gesiegt haben; wann es dir zur Gewohnheit geworden ist, jede Regung deiner noch nicht ganz erstorbenen practischen Vernunft durch allerlei Scheingründe zu beruhigen, welche den Neigungen und Leidenschaften eines verderbten Herzens immer zu Gebothe zu stehen pflegen, und womit du dich schon jetzt so gut zu täuschen verstehest: — sage, woher soll dir alsdann der Muth zu den großen und kühnen Entschließungen kommen, wozu du dich gegenwärtig zu schwach fühlest? Woher die ausdauernde Seelenstärke zu dem Kampfe gegen

die Thorheiten und Untugenden eines in Eitelkeit und Lastern versunkenen Zeitalters, welchen du dich jetzt nicht zu widersetzen getrauest? Wie viel wagest du also nicht, indem du deine Verbesserung bis auf schicklichere Zeiten und günstigere Umstände versparest? Denn wisse, in dieser wichtigsten und dringendsten aller menschlichen Angelegenheiten ist Aufschub fast immer so viel, als völlige Entsagung.

Ist diejenige Stärke der Seele, vermöge welcher man mit unverwandten Blicken dem Ziele zu eilet, welches man sich einmahl nach reifer Überlegung vorgesetzet hat, vermöge welcher man bei demjenigen, was man aus sichern Gründen einmahl für das Beste erkannt hat, fest und unbeweglich bleibet, ohne sich durch die scheinbarsten Vortheile des Gegentheils, durch den Tadel der Menschen, oder durch andere Schwierigkeiten wankend machen zu lassen, ist diese Entschlossenheit und Selbstherrschaft des Geistes, selbst in so fern sie sich in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens äußert, eine der empfehlendsten, rühmlichsten Eigenschaften eines Menschen: was kann denn einem vernünftigen freien Wesen höhern Adel gewähren, als der feste und beharrliche Muth, das zu werden, was es nach seinem eigenen Gefühle seyn muß, um sich eines, nicht wenige Jahre, sondern ganze Ewigkeiten hindurch währenden Glückes würdig und em-

pfänglich zu glauben, — ja, um nicht in seinen eigenen Augen aller Achtung unwerth zu seyn?

O Heil uns, wenn wir mit Wahrheit sagen können: „Mein Entschluß ist gefaßt, meine Wahl ist getroffen! Und wenn die ganze Welt der Sinnenfreude, der falschen Ehre und der Eitelkeit, diesen so hoch verehrten Götzen, Vernunft und Gewissen aufopferte, so will doch ich mich dem Dienste der Weisheit und der Tugend widmen, und nur darin meine Ehre, meine Würde und meine Glückseligkeit suchen, was mich vollkommener und besser macht!„ — Und Heil uns, wenn es uns auch nicht an Muth und an ausdauernder Willensfestigkeit gebricht, diesen großen Entschluß wirklich auszuführen, und unserm löblichen Vorsatze bei allen Hindernissen mit unerschütterter Standhaftigkeit treu zu bleiben; wenn wir bei den Lockungen des Lasters uns durch den Gedanken stärken, daß doch kein Erdenglück so groß, so schätzbar und so dauernd sey, daß es mit dem Frieden des Gewissens und mit derjenigen Gemüthsruhe, welche die Frucht der Billigung und Achtung unserer selbst ist, in die entfernteste Vergleichung gestellt werden dürfte. — Heil uns endlich, wenn wir den verführerischen Beispielen unsers Zeitalters, dem Tadel der Thoren und dem Spotte der Ruchlosen die lebhafte Überzeugung entgegen setzen, daß Eitelkeit, Laster und Thorheit doch ewig nie aufhören werden, zu seyn,

was sie sind, wenn sie gleich Millionen von Verehrern haben sollten, und daß die Tugend dennoch dasjenige bleibt, was der Liebe und der Verehrung aller vernünftigen Wesen im höchsten Grade würdig ist, wenn auch alle Thoren auf Erden ihren unglücklichen Witz vereinigten, um sie zum Gespötte zu machen.

Damit aber das Gefühl unserer Pflichten allezeit lebhaft und kräftig genug in unsern Seelen sey, um auch in unvermutheten Gefahren unserer Tugend den Muth in uns aufrecht zu erhalten, so wird es gut seyn, oft mit ganzer Aufmerksamkeit unsers Gemüthes die großen Wahrheiten zu wiederhohlen, die einmahl bei uns entschieden sind, und worauf unsere Rechtschaffenheit, soll sie anders echt und dauerhaft seyn, sich stützen muß. In einsamen Stunden müssen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unsere Menschenwürde und über das überirdische Glück, wozu unser Geist geschaffen ist, überlassen, über den ewigen Unterschied, der sich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwischen Tugend und Laster findet, und über das äußerst verschiedene Schicksal, welches die Verehrer der Rechtschaffenheit, und die Freunde der Thorheit und Unsittlichkeit ganz unfehlbar treffen muß. Nur durch solche oft wiederhohlten, mit beständiger Rücksicht auf unsern jedesmahligen Gemüthszustand angestellten Betrachtungen werden wir verhüthen, daß

diese Wahrheiten, welche uns über Alles theuer seyn müssen, durch die stets abwechselnden äußerlichen Eindrücke nach und nach verdunkelt und entkräftet werden. Wir werden uns mit denselben auf diese Weise immer vertrauter machen, und sie auch unter den Zerstreuungen, welche uns aus unsern irdischen Angelegenheiten entstehen, unserm Gemüthe stets gegenwärtig erhalten, damit es uns in keiner Lage unsers Lebens an Stärke und Entschlossenheit fehle, für Tugend und Gewissen Alles zu wagen.

Werden wir aber bei dem Allen noch mancher uns anklebenden Schwachheiten gewahr, so laßt uns darum nicht kleinmüthig oder verdrossen werden. Des Menschen Tugend ist ja nichts anders, als moralische Gesinnung im Kampfe, und stetes Fortschreiten in der Vervollkommnung. Wie ist aber dieses stete Fortschreiten möglich, wenn nicht noch immer Fehler übrig sind, welche wir verbessern, nicht Schwächen, die wir ablegen müssen? So wenig wir in irgend einem Zeitpuncte unsers Lebens, ja unsers ganzen Daseyns glauben dürfen, genug gethan zu haben, eben so wenig müssen wir den Muth verlieren, oder träge werden, wenn wir fühlen, daß wir noch nicht die sind, die wir seyn sollten und zu seyn wünschten. Denn der würde den Nahmen eines Weisen und Tugendhaften nicht verdienen, der nicht immer noch besser zu werden strebte, als er wirklich schon ist.

Ist das, wovon wir uns durchdrungen, belebt, getrieben fühlen, nicht eine schnell auflodernde, aber eben so schnell wieder verfliegende Hitze der Empfindung, sondern eine auf Überzeugung des Verstandes gegründete reine Achtung für unsere erkannte Pflicht, so wird endlich der Haß, die Verachtung und der Spott derer, welche wir durch Gründe nicht für Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und schimpfliche Bequemung nach ihren Vorurtheilen zu unsern Freunden zu machen unter unserer Würde halten, weit entfernt, uns niederzuschlagen, uns vielmehr mit neuem Muthe erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unsere Entschlossenheit stärken. Je entscheidender wir uns für Tugend und Pflicht erkläret haben, desto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend ist, zulassen, unsern Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewissens und der Rechtschaffenheit willen etwa schon gelitten haben, desto theurer wird sie uns werden, desto mehr werden wir unsern Ruhm und unser Glück in ihr finden, und desto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unsere Seele so mächtig stützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns so überschwänglich uns tröstete, zu Verräthern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung schon gefolget sind, desto größer

wird bei uns das Übergewicht der moralischen Antriebe über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse seyn, und desto stärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menschlichen Urtheilen, unsern Adel und unsere Wohlfahrt auf das Zeugniß unseres eigenen Herzens zu gründen. — O, wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe schon dich zu dieser edeln Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Gesinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben suchest! Ohne diese Selbstständigkeit des Charakters, und ohne den Muth, deinen eigenen bewährten Einsichten mehr, als den Beispielen und den Urtheilen Anderer zu folgen, wirst du nicht einmahl einzelner großer Thaten, geschweige denn einer dein ganzes Thun und Lassen regierenden Tugendgesinnung fähig seyn. Ohne sie wirst du nie der Mann werden, der für die höhern Beweggründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der sich in seinem Stande unter seines Gleichen vortheilhaft auszeichnen, und sich um die Welt bleibende Verdienste erwerben wird. Aber mit ihr, dieser muthvollen Seelenfassung, mit dieser auf die Güte ihrer edeln Absichten trauenden Entschlossenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderniß zu furchtbar, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung, zu der dein Gewissen dich auffodert, zu schwer seyn. — Jeder Sieg, den du über dich

selbst und über äußerlichen Widerstand erringest, wird das Gefühl deiner sittlichen Kräfte erhöhen, und dich zu künftigen Kämpfen mit neuem Muthe waffnen. Du wirst je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart deiner Zeitgenossen erheben, und ungeachtet der mühevollesten Anstrengungen und der härtesten Prüfungen, wodurch du deiner erhabenen Bestimmung dich würdig machen mußt, dich desto größer und zufriedener fühlen, je deutlicher es dir dein Selbstbewußtseyn sagt, daß du mit jedem deiner Lebenstage ein besserer Mensch werdest, und von einer Stufe der sittlichen Würde und Vollkommenheit zu der andern empor steigest.

Wenn ohne diese Hoheit und Stärke des Geistes und ohne diese Festigkeit des Sinnes, welche sich Theils durch muthvolle Entschließungen, Theils durch unerschütterliche Beharrlichkeit in der Ausführung äußern, überhaupt keine sittlich gute Gesinnung möglich ist, so ist auch ein fester und ausdauernder Muth insbesondere ganz vorzüglich eine unentbehrliche Bedingung derjenigen Tugenden, welche den Nahmen der wohlwollenden und gemeinnützigen führen, d. i. derjenigen, welche die moralische Veredelung unsers Nebenmenschen und die Beförderung fremder Glückseligkeit zum Gegenstande haben. — Manches hätte ich hierüber noch zu sagen, da ich aber fürchte, meine würdigen und geliebten

Brüder durch einen allzu langen Vortrag zu ermüden, indem ich schon ohnehin länger geredet habe, als ich sonst zu thun pflege, so will ich eine auch dahin abzweckende Ermunterung zum moralischen Tapfermuthe lieber auf eine andere Gelegenheit versparen, für jetzt aber nur noch Ihnen insgesammt eine gesegnete Feier des heutigen festlichen Tages aus brüderlichem Herzen anwünschen.

IV.

Poetische Fragmente.



1.

Dido.

Ein episches Gedicht, aus Virgil's Äneis gezogen *).

Schreiben an den Herausgeber des Deutschen Museums, statt der Vorrede.

Sollten Sie sich's vorstellen, mein Liebster, daß beiliegendes Fragment eines epischen Gedichts Dido, welches wir zu gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem ich von der Wiege an in der genauesten Verbindung stehe, und von welchem ich erst jetzt bemerke, daß er Verse machen kann? Freilich kannte ich ihn schon längst als einen guten Kopf, versehen mit allerlei feinen Kenntnissen, dem auch das Herz nicht am unrechten Flecke säße. Aber ein solches Product hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen lassen. Er hatte Stolberg's und Bürger's Homerische Proben und des Letzten antihexametrische Abhandlung im Deutschen Mercur gelesen, und wollte sich durch eigene Ver-

*) Abgedruckt aus dem Deutschen Museum. 1777. I. Band. S. 193.

D. H.

suche belehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht hätte. In Ansehung Homer's schien er Bürger's Meinung nicht abgeneigt zu seyn. „Unsere Sprache, sagt er, ist zu voll- zu lang- zu starktönend, um einen dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu geben. Über dieß ließe sich wohl die hohe reine Ursimplicität des Homer in dem Deutschen Hexameter nicht beibehalten. Der Deutsche Hexameter verführt zu blendendem Farbenauftrag in Bildern und Prachtklang im Ausdrucke, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige schmucklose Stelle, die im Originale gefällt, würde, eben so einfältig und schmucklos in Deutsche Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgereckten, wackelnden hexametrischen in kürzere, straffere jambische Glieder zusammen gezogen werden.„ —

Außer einer Homerischen Übersetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den Deutschen Hexameter keineswegs verwerfen, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürger's Abhandlung nicht fand. So könnte, zum Beispiele, der Deutsche Hexameter es ganz gut mit dem Lateinischen aufnehmen, und wäre eine hexametrische Verdeutschung der Äneis möglich, die sich allenfalls getrost neben ihr Original hinstellen könnte. Meinem Freunde fiel's ein, den Versuch mit dem vierten Gesange zu machen. Ich er-

staunte, als ich seine Proben sah, und stürmte auf ihn los, daß er die ganze Äneis so geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen; allein er faßte dafür einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nähmlich, um nicht immer den bloßen Übersetzer und Versifex zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten. Dieß, welches seiner Vollendung nahe ist, wird aus mehrern Gesängen bestehen, und, außer dem vierten Buche der Äneis, seinen Stoff größten Theils aus dem eigenen poetischen Vermögen meines Freundes erhalten. Gern, sagt er, wäre er schon mit diesem Virgilischen Bruchstücke an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete? — er hat nicht Ursache, sich vor diesem luftigen Halbmannsgesindel zu fürchten! nein! — wenn ihm nicht von Herzensgrunde davor ekelte. „Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich Tage lang ein Concert von tausend Stahren, Älstern und Fröschen hören, als ansehen das Gethue und Hülfhohlen, wenn man etwa einem schulsässigen Götzen etwas genommen, oder gegeben hat. Wenn Jenes gleich nur Kupfer und Dieses Gold wäre, so soll und muß der Götze doch alle Mahl geprellt seyn.„

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urtheile, und

noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urtheile des Publicums über meinen neu ausfündig gemachten Dichter. Bamberg, den 10. Januar, 1777.

Fragment.

Aber die Königinn, längst zerrissen von innigem Aufruhr,
Blutet' an Wunden des Herzens und kocht' in heimlicher Flamme.
Immer rauschte der Ruhm des Helden, und immer der Adel
Seines Geschlechts ihr noch dem Seelenauge vorüber.
Tief im Busen und fest behafteten Wort und Geberde. 5
Vor dem Getümmel entwich die labende Ruhe den Gliedern.
Als am nächsten Morgen Apollon's röthliche Schwester
Mit erhobener Fackel die Erdengefilde beleuchtet,
Und die duftigen Nebel der Nacht vom Himmel vertrieben,
Wandte die Leidende so sich zu ihrer zärtlichen Schwester: 10
Anna, die schrecklichste Nacht hab' ich in Qualen verwachet!
Schwester, welch ein Gast hat unsere Schwelle betreten!
Welche Gestalt und Geberde! Wie tapferen Geistes und Armes!
Traun! die Sage redt wahr, er stamm' aus göttlichem Samen.
Würde nicht Feigheit sonst die entartete Seele verrathen? 15
Welche Gefahren sang er! Und welche bestandenen Fehden!
Wäre mir nicht zu fest der Schluß in die Seele gepräget,
Nimmer an einen Gemahl mein Leben wieder zu fesseln,
Seit mir die ersten Freuden der Liebe zu Grabe gesunken;

Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der Ehe zuwider, 20
Ach! so könnt' ich allein noch dieser Versuchung erliegen. —
Schwester, was hehl' ich es? Seit mein armer Sichäus verblutet,
Und die Götter des Hauses dem Bruderwürger entronnen,
Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und mächtig
Meinen gesunkenen Geist empor von neuem gehoben. 25
Hier! Ich fühl' es, sie glimmt, sie lodert, die vorige Flamme!
Doch verschlinge mich ehr der offne Rachen des Abgrunds,
Eher zerschmettere mich der allmächtige Vater im Himmel,
Schmettere mich zu den Schatten, den bleichen Schatten der Hölle,
Tief in die unterste Nacht mit Donnerkeilen hinunter, 30
Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine Gebothe verletze!
Er, der Erste, der mich umarmt, entnahm mir die Liebe.
Hab' und behalt' er sie denn auch immer und ewig im Grabe! —
Also jammerte sie, und beträufte den Busen mit Thränen.
Anna hierauf: So soll denn, o theuerste Seelengeliebte, 35
Ewiger Witwengram der Jugend Knospe zernagen?
Soll denn nimmer dein Schooß, von schaffender Liebe gesegnet,
Deiner Brust ein Kind zu Trost und Wonne gebären?
Meinst du, das kränke die Seele der längst vermoderten Asche?

Wohl! Du trauertest einst, und es rührte dich keine Bewerbung, 40
Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden Tyrus,
Noch des verworfnen Jarbas, noch aller Gewaltigen, welche
Nähret Afrikens Flur, die Gebärerinn hoher Triumphe.
Wolltest du aber denn auch behaglicher Liebe dich weigern?
O, bedächte dein Sinn, auf welchen Gefilden du waltest! 45
Hier umgürten dein Reich, unüberwindlich im Kriege,
Das Geschlecht der Gätuler und zügellosen Numider;
Dort die unwirthlichen Syrten und eine verdurstende Wüste,
Neben der weit umher verheerenden Wuth der Barcäer.
Ich geschweige der Drohung des Bruders, geschweige der Kriege, 50
Welche von Tyrus her sich gegen Karthago erheben.
Unter Göttergeleit, und mit Gunsten Saturniens, glaub' ich,
Trieben die Stürme des Meers herbei die Troische Flotte.
Schwester, welch ein Reich, und welche herrliche Stadt wird,
Unter solcher Verbindung, dein Auge noch thürmen sich sehen! 55
Und der Punische Ruhm, von Ilion's Waffen begleitet,
O, wie wird er empor auf Siegsgepränge sich schwingen!
Wende nur du mit Gebeth und mit Opfern dich zu den Göttern,
Wohl bewirthe den Gast, und ersinn' ihm Gründe, zu zögern,

Weil noch Regen und Sturm des Oceans Wellen empören, 60
Noch nicht schmeichelt die Luft, und die Schiffe zerschellert noch liegen. —
Also beflammte sie mehr noch den glühenden Busen mit Liebe,
Stärkte den schwankenden Geist mit Hoffnung, und wiegte die Scham ein.
Bald drauf nahten sie sich den Hallen des Tempels, und flehten
Gunst und Frieden der Götter vor ihren geweihten Altären; 65
Schlachteten nach Gebrauch untadlige Lämmer zum Opfer,
Der allnährenden Ceres, Apoll'en und Vater Lyäen,
Doch besonders für Juno, die Gottinn ehlicher Bande.
Eine Schale hielt selbst in der Rechten die reitzende Dido,
Strömte sie einer weißlichen Kuh hoch zwischen die Hörner; 70
Schritt bald bethend auf, bald ab vor den Augen der Götter,
Zwischen den fetten Altären, und feiert' ihr Fest mit Geschenken;
Bald verschlang sie den Dampf der geöffneten Herzen der Thiere,
Forschend nach ihrem Geschick. O betrogene Sinnen der Seher!

Konnten auch Tempel, Altar und Gelübd' der Gepeinigten frommen? 75
An dem zärteren Mark leckt' immer und immer die Flamme;
Nimmer und nimmer entschlief der Schmerz der heimlichen Wunde.
Ach! Sie brannte, sie brannte, die unglückselige Dido!
Schwärmte wie rasend umher, durchschwärmte die Gassen Karthagens.
Gleich der getroffnen Hindinn, die tief in den Kretischen Wäldern 80
Unvermuthet der Jäger mit scharfen Geschossen ereilet;
Wild durchstreicht sie die Flur und die Waldgebirge von Kreta,
Aber zu tief sitzt ihr das tödtliche Rohr in der Weiche.
Dann geleitete sie den Gast durch prangende Gassen,
Und ließ Sidon's Prunk an den neuen Pallästen ihn schauen. 85
Kaum begann sie zu reden, so stockte sie mitten im Worte.
Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wieder nach Schmäusen;
Abermahl will die Bethörte der Troer Geschichte vernehmen;
Abermahl haftet ihr Blick an dem Munde des schönen Erzählers.
Als die Gäste des Mahls von dannen geschieden, weil Luna 90
Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' erschritten, und schon die

Westlich sinkenden Sterne den Müden des Schlummers gemahnet,
Achzte sie noch allein in dem stummen verlassenen Saale,
Hingesunken auf's Polster, worauf der Geliebte geruhet.
Überall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie hört ihn und sieht ihn, 95
Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie den Knaben Äneens,
Seines Vaters Gebild, an ihren brennenden Busen,
Ob sie zu täuschen vermöchte das unersättliche Sehnen.
Halb erhobenen Thürmen entsteht nun die letzte Vollendung;
Nirgends übet sich mehr in Künsten des Krieges die Jugend; 100
Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen vor Anfall und Stürmen;
Stückwerk ruhet der Trotz der unzerbrechlichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen Basteien.
Juno, die Gattinn Zeus, so bald sie die Arme von solcher
Sucht befangen sah, die weder Ehre noch Schande 105
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt Ihr und glänzende Beute,
Du und dein listiger Bub'! Oh, unvergeßliche Ruhmthat,
Wenn Ein Weib durch List zwei Mächte des Himmels erobert!

Aber Ihr täuscht nicht mich! Denn ich weiß, Ihr fürchtet die Mauern, 110
Weiß, Ihr neidet die Pracht der Palläste des hohen Karthago.
Doch, was müht Ihr euch ab? Was zweckt die unendliche Fehde?
Schlössen wir lieber ewigen Bund durch Lieb' und Vermählung!
Hast du doch Alles, wonach du mit ganzer Seele getrachtet.
Dido brennt in Liebe, sie glüht am innersten Marke. 115
Unser Beider sey denn, und zu beiderlei Obhuth empfohlen
Sey das vereinigte Volk! Es gehorche die glänzende Dido,
Sammt der Tyrischen Macht, dem Willen des Phrygischen Gatten!
Venus, merkend den Sinn der Heuchelrede, mit Listen
Das Hesperische Reich auf Libyen's Küste zu pflanzen, 120
Venus erwiederte drauf: Wer wäre, dieß dir zu versagen,
Thöricht genug, und lieber mit dir sich in Fehde zu messen?
Wenn die Vollführung des Raths, den du gibst, nur Segen begleitet.
Aber noch ist des Geschicks und Jupiter's Rath mir verborgen.
Darf auch beiderlei Volk mit Einer Mauer sich schirmen? 125
Darf mein Ilion sich vermählen mit deinem Karthago?

Du bist Gattinn; du darfst den Gemahl durch Bitten erforschen.
Wandelst du vor; so ich nach.
Hierauf die erhabene Juno:
Mein sey dieß Geschäft! Nur zuförderst laß dich belehren,
Wie und wo den Entwurf ich zu vollführen gedenke? 130
Morgen, wann Titan in Osten den Strahlenscheitel erhebet,
Und die Welt beglänzt, wird sich zur Jagd in die Wälder,
Von Äneen begleitet, die schmachtende Dido erheben.
Plötzlich werd' ich sodann den Tag durch Wolken verdunkeln;
All von Donnergerolle soll krachen das Himmelsgewölbe. 135
Wann nun die Jäger den Forst mit wankenden Netzen umkreisen,
Soll entrauschen den Wolken mit Hagelgerassel ein Regen.
Flüchtig wird das Geleit in die Nacht der Gebüsche sich retten.
Dido und der Fürst der Troer sollen in Eine
Höhle gerathen. Zugegen allda, besteht mir dein Wille, 140
Will ich vermählen auf immer der Liebenden ihren Geliebten.
Hier erliege die Braut, hier werde dem Hymen geopfert!
Venus benickte den listigen Plan mit lächelndem Beifall.
Drauf entsteigt Aurora der Fluth des östlichen Weltmeers.
Glühend im Morgenstrahl, enteilt mit blinkenden Lanzen, 145
Trieglichen Netzen, und Schlingen die Jugend den Thoren.

Die Lüfte

Hallen von Reitergalopp und Gebell der spürenden Meute.
Noch verzieht, von den Edeln erharrt, die Königinn drinnen.
Draußen wiehert ihr Roß, stolzierend in Purpur und Golde,
Stampfet zu Funken den Grund, und knirrscht am beschäumten Gebisse. 150
Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel der Diener umrauschet,
Schön in Sidon's Tracht, umsäumt mit blühenden Ranken.
Gülden ist ihr Köcher, und gülden das Lockengeschmeide;
Gülden gerüstet ihr Fuß, und über dem zierlichen Schenkel
Schürzt ein güldnes Heft die Falten des Purpurgewändes. 155
Fröhlich wandern die Phrygier mit, und fröhlich Julus.
Aber vor Allen strahlt Äneas im Glanze der Schönheit,
Reiht und gliedert und führt den Zug. Wie Phöbus Apollon,
Wann er Lycien's Winter verläßt und den schwellenden Xanthus,
Wieder sein mütterlich Delos besucht, die Reigen erneuert, 160
Und in buntem Gemisch die neu bekränzten Altäre
Völker von mancherlei Stamm und Sitten und Zungen umschwärmen.
Er wallt herrlich indessen auf Cynthus blumigen Hügeln,
Sanft sein rollendes Haar mit zartem Zweige gefesselt,

Und mit Gold durchstirnt, einher, mit silbernem Bogen, 165
Herrlich wallt er einher; am Rücken errasselt der Köcher.
Eben so stattlich und hehr ging Venus Sohn, und nicht minder
Prangt' auf seinem Gesichte die Blume der göttlichen Schönheit.
Als nun die Jagd das Gebirg' und das sperrige Dickicht erobert,
Siehe, da taumelten hier, entstürzt dem Felsengescheitel, 170
Über die Rücken der Berge die flüchtigen Gemsen herunter;
Siehe, da rudelten dort sich die Hirsche zusammen, und stürzten
Laut die stäubende Flucht hinab durch's offene Blachfeld.
Muthig auf muthigem Roß, durchsprengt' Julus die Thäler,
Sprengt' in raschem Galopp bald Diesen, bald Jenen vorüber. 175
Schnöbe, so glühte sein Muth, statt dieses feigen Gewildes,
Schnöbe doch lieber ein Keiler mit krummen beschäumten Gewehren,
Oder ein tapfrer Leu aus nächtlicher Kluft ihm entgegen!
Nun allmählich beginnt der Wald zu dampfen und tosen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von Wettergewölken; 180
Lauter und lauter entrollt dem Wolkengewoge der Donner;

Plötzlich rauscht ihm nach mit Hagelgeprassel der Regen;
Ström' entschallern den Bergen; es fluthet das Saatengefilde.
Hierhin und dorthin zerscheucht, sucht Jeder ein schirmendes Obdach.
Dido und der Fürst der Troer gerathen in Eine 185
Höhle zusammen. Und siehe, sofort verkünden in Zeichen
Tellus und Juno die That; mitkundig der stillen Vermählung,
Flimmert und flammert der Äther; und hoch vom Felsengewipfel
Tönt das Jammergeheul der keuschen Nymphen Diane'ns.
Unglückseliger Tag! Ein Vater alles Verderbens, 190
Und des endlichen Todes! Denn, taub dem Rufe der Ehre,
Hehlte nun Dido bald selbst nicht mehr die heimlichen Freuden,
Sondern sucht' ihr Vergehn mit dem Nahmen der Ehe zu adeln.
Hui! erhob sich nun Fama nach Libyen's mächtigen Städten.
Fama, ein Unheil, so schnell, als keines auf Erden; in tausend 195
Gliedern lebend und webend, gestärkt an Kräften im Wandern;
Anfangs klein aus Scheu, bald aufgewachsen gen Himmel,

Wandelt's auf Erden einher, und schleiert den Scheitel in Wolken.
Tellus, so meldet die Sage, gebar im Zorne der Götter
Nach der Riesenbrut dieß Unthier ihnen zur Schwester, 200
Rasch in den Füßen, und rasch in den unermüdlichen Schwingen,
Gräßlich gestaltet und groß. So viel es Federn bekleiden,
So viel spähende Augen, o Wunder! sind drunter verborgen,
So viel Zungen voll Lärm, und Ohren, erhoben zum Lauschen.
Nachts durchsegelt sein Flug die Mitte von Himmel und Erde; 205
Nachts durchzischt es das Dunkel, wie giftige Drachen die Höhle;
Nimmer und nimmer verschließt die wachen Augen der Schlummer.
Tages sitzt es und harrt auf den obersten Zinnen der Schlösser,
Oder auf hohen Basteien, und schreckt die bevölkerten Städte,
Haschend so gierig nach Lug und Trug, als gierig nach Wahrheit. 210
Schadenfroh säet' es jetzt den Samen zu tausend Gerede,
Von geschehenen so, als nimmer beschlossenen Thaten:
Zu Karthago sey Äneas von Troa gelandet,
Welchen die reitzende Dido zu ihrem Geliebten erkoren.

Nun durchschwelge das Paar, gefesselt von schändlichen Lüsten, 215
Unbekümmert um Reich und Stadt, in Festen den Winter.
Überall horchte das Land. Vor allen lenkte das Schandthier
Seinen eiligen Flug gerade zum König Jarbas,
Und entflammt' in ihm zu Wuth die verachtete Liebe.
Er, von Hammon erzeugt, im Schooß Garamantis, der Nymphe, 220
Welche zu heimlicher Lust der Gott den Fluren entführet,
Hatte dem Vater zu Ehren in seinem unendlichen Reiche
Hundert erstaunliche Tempel erbaut und hundert Altäre,
Hatt' ihm unsterbliches Feuer und ewige Wachen geweihet.
Immerdar troff von Blut geschlachteter Opfer der Boden; 225
Immerdar blühten die Säulen von mancherlei Blumengewinde.
Jetzt von Liebe bethört und vom heillosen Gerüchte,
Bethet' er vor den Altären, im Angesichte der Götter,
So zum Vater hinan mit hoch gefaltenen Händen:
Allgewaltiger Zeus, dem schmausend auf farbigen Polstern 230
Das Maurusische Volk die Weihe Lenäens versprenget,
Siehst du so ruhig dieß an? Erbeben wir etwa vergebens,
Wann uns drohet dein Arm, mit zackigen Blitzen gerüstet?

Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der Donner, rollt er verloren
Aus dem Wettergewölk nur leeren Schreck in die Seele? 235
Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches Städtlein auf unserm
Boden erbaut, dem wir, den Strand zu pflügen, vergönnten,
Welches von uns Geding' und Satzung empfangen, das darf nun
Unsrer Liebe sich weigern, und setzen diesen Äneas
Zum Beherrscher des Reichs? Ein zweiter lüsterner Paris, 240
Pracher, und pochend auf nichts, als weniges Halbmanns-gesindel,
Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum auf's Trockne geschleudert,
Und vom Regen der Reise Gewand ihm und Locken noch träufeln,
Der darf wagen den Raub, und ruhig der Beute genießen?
Ha! und das uns zum Vergelt, weil wir mit täglichen Gaben 245
Treten zu deinen Altären, und eitele Frömmigkeit üben?
Also fleht' er laut, umfassend die Hörner des Altars.
Und der Allmächtige hört' ihn, und senkte die Blicke herunter
Nach der Königsstadt und dem ruhmvergessenen Paare;

Winkte dem Bothen Mercur, und gab ihm diese Befehle: 250
Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fittichen rascher Zephyre!
Eile zu Venus Sohn, der in Karthago noch weilet,
Und der Städte vergißt, die ihm das Schicksal beschieden!
Windschnell fleug mir hinab, und verkünd' ihm Jupiter's Willen!
Solchen hätt' ihn nie die reitzende Mutter verheissen; 255
Darum zwier ihn nicht den Lanzen der Griechen entrissen.
Sondern Italien sollt' er beherrschen; Italien, schwanger
Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetümmel! Er sollte
Dardanus edeln Stamm zu höhern Zweigen hier treiben,
Daß dereinst von ihm das Erdall würde beschattet. 260
Lockt nicht ihn der Glanz so hoher Verheissung, und spornet
Nicht sein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,
Sollte der Vater den Sohn doch um Rom's Palläste nicht triegen.
Was beginnt, was weilt er? Was hofft er von feindlichen Völkern?
Zieht ihn Lavinia nicht? Noch das gesegnete Brautland? 265
Noch das verheißne Geschlecht? Hinsegeln soll er! Das ist es,
Was du verkünden ihm sollst. — So geboth der allmächtige Vater.

Schnell gehorchte der Sohn, und schnallte das gůldene
Flugwerk
An die Fůße, worauf er ůber Lånder und Meere,
Schwebend in hoher Luft, mit gleichem Schwunge dahin
eilt. 270
Dann ergriff er den Stab; den Stab, womit er dem grausen
Orcus die Seelen entwinket und zuscheucht, oder womit er
Schlummer gibt und nimmt, und die Augen zum Tode ver-
siegelt.
Růstig schwung er den Stab, und trieb die Wolken und
Winde
Vor sich her, und glitt dahin durch Wettergetůmmel. 275
Tiefer und tiefer sank sein Flug. Schon sah er des rauhen
Atlas Wirbel und sah die felsenrippigen Seiten.
Atlas trågt den Himmel auf seinem ståmmigen Nacken;
Immer geschůttelt von Sturm, und von Hagelgestőber zer-
geißelt,
Ist sein Fichtenhaupt mit schwarzen Wolken umschleiert. 280
Strőm' entrollen dem Kinn, und Schnee belastet die
Schultern;
Fůrchterlich starret der Bart des Alten von ewigem Eise.
Hier erst hielt der Sohn der Maja kurz nur den Flug an.
Jach von dannen entfuhr er hinab in die Tiefe dem Meer zu.
Wie ein Vogel im Nu, hart ůber des Oceans Spiegel, 285

An fischreichen Gestaden und Klippen tönend dahinstreicht,
Eben so flog Mercur jetzt zwischen Himmel und Erde,
Kommend vom Atlas herab, entlang die sandigen Küsten
Libyen's, und durchschnitt die entgegen strebenden Winde.
Als sein geflügelter Fuß kaum nieder zu Boden gesunken, 290
Nahm er Äneen wahr. Er stand bei seinen Gewerken,
Und ließ legen den Grund zu neuen Pallästen und Thürmen.
Sieh, er trug ein Schwert, bestimmert mit Sternen von
Jaspiß,
Seiner Schulter entwallte, von seidenwolligem Purpur,
Ein Talar, den ihm die prächtige Dido verehret, 295
Künstlich von ihrer Hand durchwebt mit güldnem Gespinste.
Plötzlich erschien ihm der Gott: Du gründest am hohen Kar-
thago,
Weiberdiener, und hilfst verherrlichen fremde Palläste?
Wehe dir! So zu vergessen der eignen Krone der Zukunft!
Vom gestirnten Olymp entbeuth der Herrscher der
Götter, 300
Er, der Himmel und Erd' in ewigen Kreisen herumrollt,
Selber entbeuth er mich her, dir den heiligen Willen zu
melden.
Ha! was beginnst, was hoffst du in dieser weichlichen Ruhe?
Lockt nicht dich der Glanz so hoher Verheissung, und spornet
Nicht dein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten, 305

Mahnet dich doch ein Sohn, dem Italien's Reiche gebühren. —
So der Gesandte des Himmels; und warf mit dem letzten der Worte
Von sich die Erdgestalt, und schwand, zerfließend in Lüfte.
Sinnlos stund und starr Äneas von der Erscheinung.
Grausen empörte sein Haar, und ihm klebte die Red' an dem Gaumen. 310
Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Gottes, befiel sein
Ganzes Wesen ein Drang, zu enteilen den holdesten Fluren.
Himmel! was sollt' er thun? Wie es wagen, dieß der entbrannten
Königinn zu entdecken? Wie sollt' er beginnen? Wie enden?
Als ein zerwehtes Rohr, so schwankt' ihm die Seele nun hier hin, 315
Dort hin und überall hin; doch lange vergebens. Am Ende
Dünkte von allen Entschlüssen der Zweiflerinn dieser der beste:
Mnesthes und Sergest, zusammt dem tapfern Kloanthus,
Wurden berufen. Sie sollten im Stillen die Flotte zur Abfahrt
Rüsten, und rüstig das Volk herbei zum Ufer versammeln; 320
Aber den endlichen Zweck des Beginnens sorglich verhehlen.
Selber wollt' er indeß zur unbefangenen Dido,

Ahndend keinen Riß so inniger Wonneverbindung,
Weislich den Zugang spähn, und ergreifen die ruhigste Stunde,
Alles ihr kund zu thun. Es gehorchten die Troischen
Helden 325
Froh des Gebiethers Befehl, und eilten von dannen zu Werke.
Doch der Königinn Herz, — wer täuscht' ein liebendes
Herz wohl? —
Ahndete bald den Trug und die schrecklichen Dinge der
Zukunft
Mißtraunvoll zuerst. Denn jene verderbliche Fama
Raunt' es ihr in das Ohr, man rüste die Flotte zur Ab-
fahrt. 330
Sinnlos wüthete sie und schwärmte die Gassen der Stadt
durch.
So entschwillt der Thyade die Brust zur Stunde der Weihe,
Eben so flammt ihr Blick, so zuckt es ihr durch die Gebeine,
So enttaumelt ihr Tanz, der entsetzliche Tanz, dem Gebirge,
Wann sie das Rädergerolle vom nahenden Wagen Lyäens, 335
Und das dumpfe Gebrüll der Pardel vernimmt. Es ertönen
Laut von der Orgien Lärm die benachteten Wipfel Cithäron's.
Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls zuerst in die
Rede:
Wähntest doch also, Verräther, solch Bubenstück ließe sich
bergen?

Wähntest, so heimlich dich aus meinen Grenzen zu
stehlen? 340
Hält kein Handschlag dich? Kein Schwur geheiligter Liebe?
Fesselt Dido dich nicht im Kampfe des bittersten Todes?
Siehe, der Winter gebeuth! Im Winter spannst du die
Segel?
Willst durch Wogen und Sturm, durch Nordsturm willst du
dich wagen?
Unbarmherziger Mann! Und wären's nicht fremde
Gefilde, 345
Nahmenlose Hütten, mit unbekannten Bewohnern,
Welche du suchst, und stände noch etwa das vorige Troa;
Ließ' auch Troa jetzt durch Wogen und Sturm sich erreichen!
Mir enteilest du? Mir? — Bei diesen Thränen, bei deiner
Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue, 350
Bei dem ersten Genuß der unersättlichen Liebe,
Oh! und bei Allem, was ich im seligen Taumel dir hingab, —
Arme Verschwenderinn! nichts behieltest du übrig! —
bei Allem,
Liebster, beschwör' ich dich! Wenn je dir Liebes und Gutes
Dido gethan, und an ihr je irgend was lieb dir und süß
war, 355
Ach! so erbarme dich ihrer und ihres sinkenden Hauses!
Dido, Dido fleht! Wenn irgend Flehen dich rühret,

O, so rühre dich dieß! So ertödte den schrecklichsten Vorsatz! —
Deinethalben bedroht mich der Haß der Libyschen Völker,
Und der Gewaltigen Zorn in den Horden wilder Nomaden. 360
Selbst die Tyrier sehn mir schel ob meiner Verschwendung.
Götter! Die Blume der Scham, — du hast sie gebrochen, die Blume,
Welche der Völker Sang einst bis zum Himmel erhoben! —
Was für Händen verläßt der so treulich bewirthete Gastfreund,
Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn nennen, o, was für 365
Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?
Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygmalion wieder zertrümmern?
Oder als Sclavinn mich, für sein wohllüstiges Bette,
Mich! Äneens Geliebte! der trotzige Jarbas entführen? —
Hätte doch nur mein Schooß vor dieser unseligen Trennung 370
Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denkmahl, empfangen;
Spielte vor meinem Blick ein muthiger junger Äneas,
Liebster, von dir ein Bild! So keimte mir mindestens Hoffnung;
Und ich dünkte so ganz mich nicht verwitwet und elend.

Also bath sie. Doch er, gefaßt in Jupiter's Willen, 375
Stand mit gehaltnem Blick und unverwandelter Miene,
Und verzwängte den Drang des Gefühls im schwellenden Busen.
Endlich erwiedert er kurz: Ich werde die Thaten der Liebe,
Rühmtest du deren auch mehr, o Gebietherinn! nimmer dir läugnen.
Großes verdienst du an mir! Auch soll der Gedank' an Elisse'n 380
Nie mein Herz gereun, so lang' ein Geist in mir denket,
Und in den Adern noch sich regen die Pulse des Lebens.
Hör' und entschuldige mich! Mit nichten sucht' ich dir, glaub' es!
Diese Flucht zu verhehlen. Nie kam ich, um Liebe zu werben.
Hab' ich die Fackel der Ehe zuerst dir entgegen getragen? — 385
Ließe des Schicksals Macht nach eigenem Willen mich schalten,
Und mir selber mein Loos erwählen, so schwäng' ich die Lanze
Noch für Ilion's Stadt und die theuern Reste der Meinen.
Unerschüttert ständ' itzt Priam's hoher Pallast noch;
Oder ich hätte die Trümmer gesammelt, und wieder ein neues 390
Pergamus meinen Besiegten im Vaterlande gegründet.

Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo;
Nach Italien steuern, gebothen mir Lycien's Loose.
Hier erwarten mich Braut und Reich. Entzücket die Stadt dich,
Welche du glücklich und kühn auf Libyen's Küsten erhoben, 395
Warum neidet dein Herz uns um Ausonien's Städte?
Troer dürfen doch auch in fremden Gefilden sich anbaun?
Alles drängt mich fort! Wann die Nacht mit triefenden Schatten
Still die Erde bedeckt, und die Sterne den Himmel beflimmern,
Mahnet und schreckt das Bild, ein düstres Bild von Anchisen 400
Mich im Traum, und gebeuth mir Flucht. Es mahnet der Anblick
Meines Julus mich, den um Hesperien's Kronen,
Ihm beschieden im Rath der unsterblichen Götter, ich triege.
Kürzlich hat Zeus mir selbst, das schwör' ich bei meinem und meines
Sohnes Leben! er hat mir durch den Gesandten des Himmels 405
Auf den Schwingen der Winde den ernsten Willen verkündet.
Dieß mein wachendes Aug' sah klar im Glanze des Tages,

Sah des Gottes Gestalt durch's Thor der Stadt mir sich nahen;
Dieß mein wachendes Ohr hat deutlich die Rede vernommen.
Quäle nun weiter nicht mich und dich mit deinem Gewimmer! 410
Scheid' ich doch ungern fort! Denn ich muß — —!
Längst schon, als er noch sprach, beschoß sie mit Blicken ihn seitwärts.
Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über und über.
Endlich zersprang das Herz voll Wuth in laute Verwünschung:
Venus gebar dich nicht! Stammst nicht aus Dardanus Samen! 415
Ungeheuer! Dich hat der Caucasus, zackig von starren
Felsen, erzeugt! Dich haben Hyrcanien's Tieger gesäuget!
Denn was halt' ich noch an? Was schon' ich mich größeren Stürmen?
Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl das trockene Aug' ihm?
Floß ein Thränchen der Reue? Bedauert' er seine Geliebte? 420
Ha! wo ist schändlicher was? Nie läßt die gewaltige Juno,
Nie der allmächtige Vater dieß ungerächet dahin gehn! —
Treue, du schmiedest Verrath! Du leugst, o himmlische Wahrheit! —

Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und Kummer und Nacktheit
Nahm ich ihn auf, und hägt' und pflegt' ihn am thörichten Busen. 425
Aus dem Rachen des Todes errettet' ich seine Gefährten,
Fischt' ihm aus dem Meer die Trümmer der Flotte zusammen!
Wehe, mich geißelt die Wuth! Nun verkündet Apoll, nun verkündet
Lyciens Loos, nun bringt der Götterbothe vom Himmel
Gar den grausen Befehl! Als hätten die seligen Götter 430
Wichtiger kein Geschäft, als sich um Troer zu kümmern.
Doch, ich halte dich nicht, noch bekämpf' ich die Gründe der Arglist.
Fleuch nach Italien! Fleuch! Durchkreuze nach Reichen die Meere!
Dennoch hoff' ich und hoffe, wenn fromme Götter noch walten,
Daß die Rache dich bald an Klippen werde zerschmettern. 435
Dido! Dido! sollst du noch aber und abermahl heulen,
Wann mein Fluch im Sturm dich erpackt, in Wogen heran braust,
Oder im Wetterstrahl aus Donnerwolken herab zuckt.
Hat dein Bubenstück einst mein letztes Leben ermordet,

Soll dich mein Schreckgespenst verfolgen wachend und träumend. 440
Hu! du sollst es noch büßen, und bitter es büßen, Verräther!
Und ich werd' es erfahren, erfahren im Reiche des Todes! —
Hier gebrach ihr der Laut; es stockte der Strom der Verwünschung,
Und sie raffte sich auf, zu entfliehn dem Lichte des Tages.
Mancherlei wollt' er noch reden, doch wehrten ihm Zagen und Staunen. 445
Keuchend hingestürzt in die Arme der wartenden Mägde,
Ward sie athemlos und schlaff von hinnen getragen
In ihr Marmorgemach, und gesenkt auf's Polster der Ruhe.

2.

Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers *).

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erschreckliche Schlacht
Mannhafter Frosch= und Mäusehelden
Will ich in diesem Buche melden.
Gott wolle mir Gnad' und Rath verleihn,
Und lassen's zur Lehr' und Lust gedeihn.

Wohlauf, o heilige Klerisei
Der neun Kunstschwestern, steh' mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Ersinne weislich und künstlich singe!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seyd jugendlicher froher Art;

*) Aus der Handschrift. Vergl. Blätter vermischten Inhalts. 5. Band. 5. Heft. Oldenburg. 1793.

D. H.

Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zusammen getraut,
Die Jugend desto baß erbaut,
So laßt sie mit frohem Angesicht
Mit unter vernehmen, was Weisheit spricht,
Und selbst an Fröschen und Mäusen sehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, Ihr jungen lustigen Knaben,
Die Ihr gern mögt zu lachen haben,
Seyd ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübsch nach!
Das soll euch, traun! mehr Nutzen schaffen,
Denn alles Narrenspiel der Affen,
Deß man wohl auch zu lachen pflegt,
Ob's gleich nicht viel zu Beutel trägt.

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann, als lärmen und pochen,
Und hören mag kein lustiges Wort,
Der packe zusammen, und trolle sich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verschwören,
Ihn auf ein ander Mahl zu hören,

Wann nähmlich uns auch die Nasen blau,
Und Haar und Bart sich färben grau.
Auch sonst wohl zu gelegener Stund'.
Denn Wermuth ist nicht immer gesund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in frischen Honig 'mahl ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß;
Stets Einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meister Trutzen.
Der Wechsel nur schafft Lust und Nutzen.
Man schilt oft spöttlich Zeitvertreib,
Was stärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Nahmen beginnen.

2.

Von Bröselbiebs, des Mäusekönigs Sohns, Kundschaft mit dem Froschkönig.

Wo Aschanes mit seinen Sachsen
Des Harzes Felsen einst entwachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein, süß und kalt,
Das an dem Falkenstein herfloß,
In einen großen See sich ergoß,

Und da am warmen Sonnenschein
Viel Bäume tränkt' und Blümelein,
Sammt Fröschen und Fischen, Krebsen und Schnecken.
Das Rohr wuchs da, wie Haselstecken,
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden,
Und Kräutern, schwer zu unterscheiden,
Als ob's das Schilfmeer selber wär',
Wodurch einmahl zog Gottes Heer.
Hier sang nicht nur die Nachtigall,
Daß mit erklangen Berg und Thal;
Auch Grasmück', Amsel, Rohrsperling,
Und hundert Nachbarn um den Spring'
Erhuben einen so hohen Sang,
Daß er bis auf gen Himmel drang,
Und rund umher der Wiederhall
Die Antwort gab mit Freudenschall.

Hier herrschten seit vielen alten Jahren
Die Frösch' in nahmenlosen Scharen.
Und Sehbold Bausback wohlgedacht
Hielt Hof allhier mit Königspracht.
Das ganze Volk war diesem König
Hold, treu, gewärtig und unterthänig.
Als nun begann der grüne Mai,

Wollt einst der König, von Sorgen frei,
Mit seinen Dienern, jungen und alten,
Ein Freudenspiel im Grünen halten.
Er setzte sich am Sonnenschein
Besonders hin vor die Gemein'.
Auf einen Hügel, mit krausem Moos
Schon überwachsen, weich und los.
Geröhrich, Polei und Wassermünzen
Umwehten und kühlten mit Schatten den Prinzen.
Und vor ihm übten sich seine Trabanten,
Und Alle, die sein Reich erkannten,
In manchem edeln Ritterspiel.
Sie trieben froher Kurzweil' viel
Mit Wassertreten, Untersinken,
Mit offnem Maul, und doch nicht ertrinken,
In einem Sprung ein Mückchen erwischen,
Ein rothes Würmlein künstlich fischen,
Geraden Fußes aufrecht stehn,
Und also einen Kampf angehn,
Einander mit Tanzen, Ringen und Springen
Leicht und geschmeidig zu bezwingen.

3.

Bellin.

Erster Gesang *).

1.

Mich kitzelt was bis in das Mark der Seele,
Ein fremdes Ding, weiß nicht, woher, wohin? —
Es will, daß ich ein Ärgerniß erzähle,
Versänk' ich auch in Unheil bis an's Kinn.
Ich fürchte sehr, daß Meister Murrner schmähle;
Noch bänger wird mir vor Frau Murrnerinn.
Das Kitzelding neckt mich zum halben Faune.
Ich glaube gar, es ist die Schäkerlaune.

2.

Wenn sie es ist, so mag sie sich bequemen,
Hübsch ganz allein die Folgen der Gefahr,
Wovor mir graut, auf ihren Kopf zu nehmen.
Gehadert und gekratzt wird offenbar.
Was soll ich mich für fremde Rechnung grämen?

*) Abgedruckt aus der Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von G. A. Bürger. 1. Band. 3. Stück. Berlin. 1791. S. 225.

D. H.

Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr.
Kratzt, Murrner, kratzt an ihr die Nägel schartig!
Ich selber bin und reime ja sonst artig.

3.

Wie käm' es sonst, daß in der Weiblein Herzen
Mein Genius zu Lieb' und Lob mich schrieb?
Denn suchten gleich mich Fratzen anzuschwärzen,
So blieb ich doch den Holden werth und lieb.
Mir loderten nicht wenig Liebeskerzen,
Weil ich so süß mein Liederwesen trieb.
Sie lodern noch, mein altes Herz zu laben.
Die möcht' ich doch nicht ausgeblasen haben.

4.

Ich sag' es laut, und werd' es ewig sagen;
Der Wonne Mark ist holder Weiblein Gunst.
Nun aber naht mein Leben sich den Tagen
Des Blätterfalls, voll Reif und Nebeldunst.
Wie könnt' ich wohl auf Huld noch Anspruch wagen,
Entstünde mir der Laute Schmeichelkunst?
Es müßte ja kein guter Geist mich lenken,
Verstimmt' ich die zum Necken und zum Kränken.

5.

Drum bitt' ich euch, Ihr allerliebsten Wesen,
Ihr Gütigen, durch deren Rath und That

Ich manches Mahl von Wund' und Schmerz genesen,
Wann Mißgeschick mir auf die Zehe trat,
Laßt diesen Sang der Schalkheit ungelesen!
Und thut Ihr's doch, wie sehr ich's auch verbath,
So bitt' ich, ihr, nur ihr, die mich besessen,
Das Ärgerniß des Liedes beizumessen.

6.

Dieß Mährlein dient allein zu Nutz und Frommen
Der Männer, die verhirschter Stirnen sind.
Du liebe Zeit! Man kann zu so was kommen,
Ganz ohne Schuld, man weiß nicht, wie geschwind'.
Die zu erbaun hab' ich mir vorgenommen,
Und bin daher im Grunde gut gesinnt.
Oft kollert drob sich Mancher halb von Sinnen.
Den möcht' ich wohl der Ruh' zurück gewinnen.

7.

Ihr guten Herrn, an deren Vorbergiebel
Dieß Hauslauch wächst, ein ehrlicher Poet
Versichert euch, daß überall dieß Übel,
Mehr, als Ihr wißt und glaubt, im Schwange geht,
Daß nicht Physik, nicht Ethik, Codex, Bibel
Präservativ und Heilungsmittel räth.
Nur gutes Glück und wackrer Weiber Gnade,
Sonst schützt euch nichts vor dieser Stirn-Parade.

8.

Und weil es denn nun einmahl so auf Erden
Von Anfang war, tagtäglich so noch ist,
Und schwerlich auch je anders dürfte werden,
So lang' ein Wolf gern fette Lämmer frißt,
So müßt Ihr euch nicht kollertoll geberden,
Wenn euch was trifft, das nicht zu ändern ist.
Die Klugheit räth, sich in die Welt zu schicken,
Und Aug' und Ohr bisweilen zuzudrücken.

9.

Und hiermit sey denn mein Prolog geendet.
„Gott Lob und Dank, daß wir doch so weit sind!
Raunt Mancher schon. Wenn sich sein Ton nicht wendet,
So leiert er sein Mährchen in den Wind.„ —
Geduld! — Es ist dem Ariost entwendet.
Ich bin daran unschuldig, wie ein Kind.
Der erste Schalk, bei welchem wir es lesen,
Ist, glaub' ich, gar ein Erzbischof gewesen.

10.

Es waltete vor vielen hundert Jahren
Ein König auf dem Thron der Lombardei;
Der schönste Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
Ich würde nichts zu Astolph's Conterfei
In Lebensgröß' an schönen Versen sparen,

Hielt' ich nur mehr auf Sylbenpinselei.
Doch, daß ich euch mit Einem Wink belehre,
Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

11.

Ihr rathet leicht, daß dieser holden Gabe
Er selber wohl am wenigsten vergaß.
So viel er auch an königlicher Habe,
An Land und Volk und Macht voraus besaß,
So hieß es doch, daß er nach diesem Stabe
Weit minder sich mit seinem Nächsten maß.
Kaum fragt' er was nach jeder andern Ehre,
Wenn es nur hieß, daß er der Schönste wäre.

12.

Begreiflich macht Liebhaberei, wie diese,
Daß seinem Schloß an Spiegeln nichts gebrach.
Selbst auf der Jagd lief er in Hain und Wiese
Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.
Er fühlte nicht das Starke der Sottise,
Daß er so oft vom schönen Ich nur sprach.
Früh vom Lever, bis spät die Lichter loschen,
Ward Tag für Tag dieß Thema durchgedroschen.

13.

Nun war bei ihm ein Schranz sehr wohl gelitten,
Faustin genannt, ein Edelmann aus Rom.

Vor dem ergoß sich mehr, als jedem Dritten,
In Scherz und Ernst des Eigenlobes Strom.
Doch ward der Satz auch dann und wann bestritten,
Als sey er gar der Schönheit Vicedom.
Gemeiniglich stand Astolph dann im Glauben,
Als wollt' ihn nur Faustin ein wenig schrauben.

14.

„Nein, sag' im Ernst, gibt's wohl in allen Reichen,
Begann er einst, was Schöners außer mir?„ —
„Herr, sprach Faustin, im ganzen Ernst, es gleichen
Euch wenige der schönsten Männer hier.
Nur Einen gibt's, dem möchtet Ihr wohl weichen.
So wenigstens erscheint die Sache mir.
Zwar kann ich euch nicht eure Zweifel wehren,
Doch wollt' ich wohl mein Credo laut beschwören.„ —

15.

„Das nenn' ich stark! erwiederte der König.
Wie hieße denn der überschöne Mann?„ —
Hierbei verzog er Nas' und Mund ein wenig,
Als zweifelt' er nicht ohne Spott daran.
Allein Faustin versichert' unterthänig,
Sein eigner Bruder sey der Wundermann.
„Ha! solltet Ihr Bellin'en einmahl sehen,
Ihr würdet selbst den Preis ihm zugestehen.„

16.

Der König fand zwar eben kein Behagen
An diesem Ha, das dem Faustin entfuhr.
Doch hagelt' es nun Fragen über Fragen,
Wenn gleich Faustin die Antwort längst beschwur.
Man schloß zuletzt, dem Junker anzutragen:
„Auf! Stelle mir dieß Wunder der Natur!
Ich will, ich muß es sehn mit eignen Augen,
Ob recht zu sehn die deinigen wohl taugen.„ —

17.

„Es dürfte wohl nicht wenig Künste kosten,
Versetzt Faustin, ihn hier am Hof zu sehn.
Er hockt zu Rom gern zwischen seinen Pfosten,
Und sehnt sich kaum hinaus vor's Thor zu gehn.
Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenposten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt sich wohl versehn.
Denn ihm genügt sein väterliches Erbe.
Die Poesie ist einzig sein Gewerbe.

18.

Auch hat er sich mit einer Frau behangen,
Nach Dichter Art, aus bloßem Liebestrieb.
Dieß Weibchen hält ihm Herz und Sinn gefangen.
So hat auch sie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein Bangen!

Als drohte schon Hans Knöchlers Sensenhieb.
So nisten sie zusammen, wie zwei Tauben;
Nur Noth und Tod kann Eins dem Andern rauben." —

19.

„Ich muß ihn sehn, den reizenden Poeten,
Und kostet' es mein bestes Kammergut.
Denn neben ihn, so schön er ist, zu treten,
Fühl' ich in mir noch immer guten Muth.
Auch — soll mich just die Eifersucht nicht tödten,
Gesetzt den Fall, daß er's zuvor mir thut.
Denn, wie es scheint, ist er ein guter Knabe.
Man findet das sehr oft bei Dichtergabe.

20.

Ich kann ja auch, so gut, wie bei den Alten
Mit Dichtern oft der größte Fürst gethan,
Mit dem Bellin vertraute Freundschaft halten.
Denn bringt Hans Quast gleich Manches auf die Bahn,
Wie sie wohl oft in Puncto Puncti schalten,
So ist das doch meist nur Gewäsch und Wahn.
Graf't doch Hans Quast wohl mehr auf dieser Weide;
Wer zeichnet ihn drum gleich mit schwarzer Kreide?

21.

Man krittle mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn setzt doch ein edles Blut.

Die Menschenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie so arg, als sein Verächter thut.
Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schön und Gut.
Im Ganzen, traun! erscheint an Dichterhänden
Weit minder Schmutz, als in den andern Ständen.

22.

Es herrscht gewiß durch alle Facultäten
Der Lehr= Wehr= Nähr= und Zehrbeflissenheit,
Vom Nichts empor bis zu den höchsten Räthen
Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.
Nie fernte noch die Kaste der Poeten
Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
Wie oft hat dort der Henker hohlen müssen!
Von Dichtern wird man selten so was wissen.

23.

Ein Schluß hieraus kann schwerlich mich betriegen.
Nicht Geisteslust nur schlürfet der Poet;
In seiner Kunst muß auch ein Adel liegen,
Der in das Herz des Künstlers übergeht.
An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen,
Scheint räthlicher für manche Majestät,
Als von Vezier, von Mufti und von Bassen
Anbethen und — verrathen sich zu lassen.

24.

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
Der Rathpapa, nicht allzu viel zu gut;
Beleuchtet sie mit der bewußten Lampe
Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut *).
Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe **),
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Deß Nahrungsfleiß in Briefen unfrankiret
Die halbe Welt mit Loosen bombardiret.

25.

Doch, däucht mir, hat der Schach der Pädagogen,
Wiewohl recht gut bezahlt für Rath und That,
Des wackern Volks noch nicht so viel erzogen,
Als Poesie umsonst erzogen hat.
Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen ***),
Was auch Jak Spleen oft nach ihr schlug und trat.

---

*) — Manet alta mente repostum
Iudicium Paridis . . .

**) Ein Lotterie-Collecteur in Braunschweig, der sich von der verächtlichen Unart vieler und sonderlich Braunschweigischer Collecteurs, unverlangte Lotterie-Loose nach Anleitung des Adreß-Kalenders umher zu versenden, durch des seligen Musäus Moralische Kinderklapper noch nicht hat bessern lassen.

***) Siehe Kant's Kritik der Urtheilskraft. S. 212.

Er trete zu! Mit dieser Art von Kranken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zanken.

26.

Es lass' Apoll ihn und auch Den genesen,
Der irgend wo in einem Lands-Journal *), —
Mit Staunen muß ein weiser Mann es lesen, —
Tractate sammt Tractätchen ohne Wahl
Zusammen fegt mit seinem großen Besen,
Empor sie thürmt zum Landes-Ehrenmahl,
Den Berg umtanzt, und jubilirt: „Man merke
Die Seltenheit der schönen Geisteswerke!„

*) Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Chur-Lande, — worin Einer im Nahmen der Hannoveraner darauf zu stolzieren schien, daß sie sich so wenig mit solchen Werken abgäben, die doch am Ende allein auf dem Strome der Zeit oben bleiben, und den Ruhm eines Volkes alsdann noch verkündigen, wann aller übrige gelehrte Wust längst zu Boden gesunken ist.

V.

Prosaische Fragmente.



1.

Aus Daniel Wunderlich's Buche *).

Vorrede.

Ich verstehe mich nicht darauf, aus Nichts Etwas, oder aus Etwas Viel zu machen. Ich verstehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergulden, und daher glänzen zu lassen, als wär' Alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möcht' ich das Körnchen, so bisweilen, durch Ungefähr, oder Suchen, mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dieß ist verdolmetscht in Prose: Ich verstehe nicht die Kunst derjenigen drei tausend Deutschen Büchermacher, welche in drei Jahren vier tausend sieben hundert und neun Bücher verfertigen konnten **); nicht die Macherkunst, aus Nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schim-

*) Die Vorrede und der 1. und 2. Abschnitt sind aus dem Deutschen Museum, 1776, I. Band, S. 440, abgedruckt. Der 3. Abschnitt erscheint hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

**) S. Gatterer's Historisches Journal. Th. 1. S. 266.

mernde Abhandlungen herauszuspinnen. Und doch ist mir, als wüßt' ich manches Ding, das nicht Jedermann weiß; ist mir, als fühlt' ich Elasticität des Geistes, Muth und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu schleudern und in die Luft empor zu reissen; ist mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nah' und fern, mehr, als andere, mir aufhellt; ist mir, als ob ich wohl fähig sey, Manches, indem ich meinen Lebensgang so dahin schlendere, zu erfahren, zu denken, und zu empfinden, das nicht unwerth der Mühe wäre, auch von Andern erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, sprach ich einst zu mir selbst, wie du vorhin gethan hast! Nichts ist so schlecht, es ist wozu gut. Heben doch wohl viele der drei tausend Büchermacher Papierschnitzel sorgfältig auf. — Ich ging hin, und ließ mir ein Buch von weißem Papier zusammen heften, und schrieb auf, was ich erfuhr, dachte, und empfand. Dieß mein Aufgeschriebenes kann ich um so füglicher mein Buch nennen, als ich nie sonst ein Buch geschrieben habe, noch eins schreiben werde. Den Titel gebar also nicht der Original-Kitzel, sondern die Nothdurft. Mir selbst dünkt nichts abgeschmackter, als mit unerhörten Titeln frappiren zu wollen, wiewohl dieß oft der armselige Behelf mittelmäßiger Büchermacher ist.

Ich schrieb ohne alle anderen Bücher, aus eigenem Kopfe und Herzen. Dennoch gebe ich mich eben so wenig für einen absoluten Selbstdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin gelesen, Manches mag ich von gescheidten Leuten gehört, Manches auch selbst geschaffen haben. Aber auch nicht Alles, was man selbst erschafft, ist eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zuthat, oft einerlei Ding ersinnen.

Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade, als ob Alles, was geschrieben wird, neu und unerhört seyn müßte. Was ist ganz neu unter der Sonne? — Nicht Alle lesen alle Bücher. Wenn daher Jener dem ersten Tausend von Lesern geschrieben hat, warum sollte Dieser nicht das Nähmliche dem zweiten Tausend schreiben dürfen? —

Wahrheit! Unerforschliche, ewige Gottheit! Nach dir gehen meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein sterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zusammen in deiner vollen schönen Gestalt schauen. Der scharfsichtigste Weise entdeckt an dir nur kleine einzelne Theile. Thun sie sich zusammen, und sagt einer dem andern: „Das sah ich! — Und ich das!„ — so ist vielleicht am Ende der Welt möglicher, als jetzt, das erhabenste schwerste Abbild der Ähnlichkeit einiger Maßen näher zu bringen.

I. Von Eintheilung des Schauspiels.

Trauerspiel, — Freudenspiel, — rührendes, weinerliches Lustspiel, — Possenspiel, — heroisches, bürgerliches, bäuerisches, schäferliches, — und der Himmel weiß! was noch sonst für Spiele die Theoreienmacher uns herrechnen! Und doch thun sie der Sache noch lange nicht genug, wenn sie Alles, was sich nach ihrer Weise theilen läßt, bis an's Ende forttheilen wollen. Daß sie doch alle der Batteux hohlte! Und ihren Verstand weit droben im Ariostischen Monde in tausend Fläschchen vertheilte, und jedes dicht und fest zupfropfte! Schauspiel ist — Schauspiel, und damit gut! Jene Theilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomische und komischtragische tabelliren wollte, da sie doch das Alles in Einer, und Eine in dem Allen ist. Wisset Ihr nicht, daß sie Freud' und Leid, Krieg und Frieden, Ruh' und Aufruhr, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache, Tod und Leben in Einem Neste brütet? Warum zimmern also wohl die kindischen Kinder der Kunst so viel hundert Kästchen und Fächerchen, alles das aus einander zu sondern? Wie mögen sie ihr wohl vorschreiben, wie sie das all? ob sie's einzeln, oder paarweise? oder die ganze Hecke auf Ein Mahl ausfliegen lassen soll? Was Mutter Natur thut, das ist

recht; was sie paart, das ist wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachse, weil Ihr euch an der Mutter vergreift! Wisset Ihr nicht, was Sokrates sagte, daß Schmerz und Wohllust an ihren Enden zusammen geknotet wären?

Da meinen sie nun, verbiethen zu können, daß das Komische etwas Tragisches, und das Tragische etwas Komisches begleite, und bedenken nicht, wie sehr einem mit dem andern oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erst einmahl ein Junker solch Sprüchlein auswendig gelernt, so spricht er darnach frisch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rathe zu ziehen. Freilich hat dieß auch die leidige Theorei ersäuft. Also meinst du aber doch, Menschchen, daß dich die volle Lache, in einem und eben demselben Nu, nicht manchmahl eben so durchschauern könne, als der grimmigste Blick des Wütherichs? Ei, Lieber! wie, wenn der Teufel zu dir träte, und dich bei voller Lache zum höllischen Tanz aufforderte? Dann würdest du ja wohl zum Teufel sagen: Dein Anstand ist komisch, und schickt sich nicht für diese tragische Situation! Oder würdest du verlegen seyn, wie du diesen Act nennen solltest? Nenn' ihn doch Tragikomödie! —

Darum kenn' ich nur Ein Spiel; und das heißt Schauspiel. Das sey, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

II. Herzensausguß über Volks-Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang bloß die Ohren der Götter, oder der Wenigen, welche Athem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymp zu erklettern? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vor Zeiten unter den Hirten Arkadien's that? Sollten sie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick so oft das irdische Auge erblindet, droben lassen, und die Natur der Menschen anziehen? Unter den Menschenkindern, so wohl in Pallästen, als Hütten, ein- und ausgehen, und gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen dichten? Das sollten sie freilich! Aber wie wenig noch haben's die Deutschen Musen gethan!

Unsere Nation hat den leidigen Ruhm, — nicht gerade die weise, — sondern die gelahrte zu heißen. Der Ruhm möchte ganz schätzbar seyn, wenn's nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. Dieser Quisquilien-Gelahrtheit haben wir's guten Theils zu verdanken, daß bei uns die Poesie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen sich nicht rühmen kann, den sie bei mancher andern Nation schon fand, weil wir so hoch und tief gelahrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sit-

ten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Pallästen, Häusern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kisten und Kasten, und der Himmel weiß, wo alle noch sonst? bekannt und bewandert sind. So sind wir auch in unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß wir das Alles lernen, bloß, um es zu wissen und dadurch zünftig zu seyn. Es bleibt meistens todtes Capital. Und wie kann auch Münze cursiren, die oft gar keinen innerlichen Werth hat, und deren Gepräge längst aus der Mode gekommen ist?

Dieß möchte meinetwegen überall so seinen alten Gang hingehen, nur nicht in der Poeterei. Die Deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht aber im Deutschen Natur-Katechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasieen und Empfindungen einhohlen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen solle? Wo steht's geschrieben, daß sie keine Deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Göttersprache stammeln soll? — Göttersprache? — Daß es dem lieben Gott erbarme! — Diese Göttersprache, die viele unserer Musensäuglinge lallen wol-

len, ist oft nichts anders, als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänsegeschnatter. Anstatt den Strom des Gesangs vom mähligen Abhange, mit distinctem, vernehmbaren Wohlgetön dahin strömen zu lassen, stellt man sich auf eine schroffe Felsenspitze, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen, und stürzt sein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrenden Geräusche, hurlpurl hinab, und am Ende ist's doch wohl nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken kann.

Man will keine menschlichen, sondern himmlische Scenen mahlen; nicht wie seines gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar, wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, Ihr Deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publicum, wie Ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng' und gebe sind.

Diesem Unheil abzuhelfen, ist freilich kein kräftigeres Mittel, als, das so oft beschrieene und citirte, aber so selten gelesene Buch der Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Caliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das Alles in Gewim-

mel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann soll's anders gehen, als es bisher gegangen ist. Wer's dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen eben so sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dieß sey das rechte Non plus ultra aller Poesie!

Hier, däucht mir, seh' ich manche Vers- und Theoreien-Macher mit weiser Miene mir entgegen lächeln. Sie wollen sagen: Daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so allgemein verständlich und behaglich sich behandeln ließen. Mir däucht, das liebwertheste Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in den poetischen Theoreien auch ihr Stühlchen haben, wollen so eben aufspringen und Lärmen machen. — Liebe Leute, eure Theorei irret die Theorei der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiset der Poesie das Gebieth der Phantasie und Empfindung, hergegen das Reich des Verstandes und Witzes einer andern Dame, der Versmacherkunst, an. Jede soll sich vornähmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will sie beide keinesweges gänzlich trennen, und Hader unter ihnen stiften. Sie

mögen, als verträgliche Nachbarinnen, neben einander hausen; mögen sich auch wohl hier und da freundnachbarlich an Hand gehen; mögen einander Schüssel, Topf, Besen und Elle borgen; mögen endlich auch einerlei Sprache, die nur gleichsam im Dialect sich unterscheidet, reden! Im Grunde aber bleiben sie doch von einander gesondert. Durch diese Grenztheilung soll die Versmacherkunst an ihren Ehren und Würden im geringsten nicht gekränkt seyn. Sie mag eine artige Frau, und ihr Reich ein schönes Reich seyn. Welche von Beiden aber den Vortritt habe, und zu haben verdiene? wäre unpolitisch zu entscheiden, da die Mitglieder beider Staaten bis hierher öfters so hübsch friedlich und schiedlich hinüber und herüber zu lustwandeln pflegten. Immer bleib' es auch künftig bei dieser Weise.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunst hab' ich hier nichts zu schaffen. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poesie am Herzen. Ihre Producte wünscht' ich insgesammt volksmäßig zu machen. Zunächst ist hier von der lyrischen und epischlyrischen Gattung die Rede.

Aber der Zauberstab des Epos, der den Apparatus der Phantasie und Empfindung beleben und in Aufruhr setzen soll, ist nur in wenigen Händen. Viele suchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden ist, und sie ihn nicht am rechten Ort suchten. Wo er noch am ersten

und leichtesten zu finden ist, das sind unsere alten Volkslieder. Seit kurzen erst sind einige echte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur gerathen.

Diese alten Volkslieder biethen dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und epischlyrischen Kunst dar. Sie sind meist, so wohl in Phantasie, als Empfindung, wahre Ausgüsse einheimischer Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft Manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu scheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. — Und wär's denn wohl der Mühe nicht werth, daß ein Mann, mit Hemsterhuysisch kritischer Nase, sich darauf beflisse, den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte, oder gar verlorene Leseart wieder herzustellen? —

In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnstuben gelauscht. Selten ist mir ein so genanntes Stückchen zu unsinnig und albern gewesen, daß nicht wenigstens etwas, und sollt' es auch nur ein Pinselstrich des magisch rostigen Colorits gewesen seyn, poetisch mich erbauet hätte. Gar herrlich, und schier ganz allein läßt sich hier-

aus der Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyrischen und epischlyrischen Dichtart, — denn Beides ist eins! und alles Lyrische und Epischlyrische sollte Ballade oder Volkslied seyn! — gar herrlich, sag' ich, läßt er sich hieraus erlernen.

Freilich kommt mir hier wieder die so genannte höhere Lyrik, die unter dieser Gattung nicht stehen will, und sich wohl recht was dünkt, quer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höhern lyrischen Gattung, die bei alle dem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht für's Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Werth haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dieß Urtheil würde ich aussprechen, wenn ich auch selbst ein solcher Göttersohn wäre, denn es mir hier mehr für's liebe Menschenvolk, als für Götter und Göttersöhne zu thun. —

Durch Popularität, mein' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes, der vom Schlaf und Tod' aufweckt! Die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Aussätzigen rein

macht! Und das Alles zum Heil und Frommen des Menschengeschlechts in diesem Jammerthale!

Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmahl die allgemeine Lieblings-Epopöe aller Stände, von Pharao an, bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle, hoffen! Unbegreiflich ist mir's daher, wie einige Leute diese Muse zu einer Aftermuse, oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen, und ihr kein anderes Instrument, als den Dudelsack, in die Hand geben mögen, da sie doch das ganze unermeßliche Gebieth der Phantasie und Empfindung unter sich hat, da sie es doch ist, die den Rasenden Roland, die Feen-Königinn, Fingal und Temora, und, — sollte man's glauben? — die Ilias und Odyssee gesungen hat? Wahrhaftig! Alle diese Gedichte waren denen Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts, als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten sie den allgemeinen National-Beifall, der so vielen Leutlein unbegreiflich ist. Uns Deutschen sind sie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir sind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Briten. Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht Griechische, nicht Römische, nicht Allerweltsgedichte in Deutscher Zunge, sondern in Deutscher Zunge Deutsche Gedichte, verdaulich und nährend für's ganze Volk, machen sollen. Ihr Dichter, die Ihr ein solches nicht geleistet habt,

und daher wenig, oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publicum, sondern euch selbst an! Geb' uns Einer ein großes National-Gedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserm Taschenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit, und verlanget nicht, daß wir Vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch Wenigen hinauf klimmen sollen.

Daß Volks-Poesie bisher vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische Abc halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und alles Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig seyn sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder, als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf, als für's Herz! — O, Ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und Herzen, daß Volks-Poesie, eben deßwe-

gen, weil sie das Non plus ultra der Kunst ist, die allerschwerste seyn. Laßt uns nicht ferner durch das: Ut sibi quivis speret idem, verführen, um die sprödeste aller Musen zu buhlen!

Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein Deutscher Percy aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möge. Öfters hab' ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert, und gesagt, er sollte weiter fortgepflanzt, und irgend Wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unsern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Bothsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen cursiret wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins seyn wird, woraus der Dichter für's Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich gehört, hatten im Ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetisches Verdienst. Ein Gleiches versprech' ich mir von weit mehrern, so ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lecture wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine

reiche Fundgrube seyn. Nur die Poetenknaben müßten vor allen Andern ihre, Alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldenen Plectrum eins drauf haben.

III. Zur Beherzigung an die Philosophunculos.

Ihr weisen ästhetischen Fliegen, die Ihr auf Shakspeare's göttliche Stirn euch setzet, euern Rüssel putzet, und nie wieder wegflieget, ohne ein kleines Denkmahl eurer Unart hinterlassen zu haben, meinet, Ihr hättet ihm großes Recht widerfahren lassen, wenn Ihr ihn wegen seiner abenteuerlichen Zauber- und Gespenster-Scenen mit der Barbarei seines Zeitalters höchstens entschuldiget habet. In einem Zeitalter, sagt Ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfanzereien, wie an ein Evangelium, glaubten, waren diese Vorstellungen ernsthaft und erhaben, und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserm erleuchteten philosophischen Jahrhunderte sind sie abgeschmackt, und dienen mehr zum Lachen, als zum Schrecken. Sonderbar! Da doch Ihr nähmlichen Herren den Zeus, die Juno, den Mercur, die Venus, den Amor, den Apoll, die Musen, die Minerva mit allen ihren Schulfüchsereien in andern Gedichten herumspuken lasset, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden.

Mein freundlichgeliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich *) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meinet, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenster-Geschichte den leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dieß eine natürliche Folge davon seyn, so wundert's mich sehr, daß in Berlin das Heidenthum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist. —

Aber, liebe Herren, ist es denn wirklich wahr, daß euer Verstand wie ein Cherub mit flammendem Schwerte so aufmerksam vor euerm Herzen Wache hält, daß kein Eindruck von jenen Dingen eindringen kann? Ich bilde mir doch auch ein, einen solchen nicht ganz und gar finstern schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wann Banko's Geist Macbeth's Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamler's das schrecklichste Geheimniß um Mitternacht entdecket, oder Macbeth's Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Gräuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde herauf rufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu? —

*) S. die Vorrede zu Nicolai's Feynem kleynen Almanach. Berlin. 1777.

Ihr, die Ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgirt habt, werdet bei mir dieß Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermuthlich zuschreiben. Und in der That habt Ihr nicht Unrecht. Da habe ich unglücklicher Weise einmahl ein Shakspearisches Sprüchlein:

There are more things in haeven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verschluckt, welches noch diese Stunde unverdauet, wie Blei, mir im Magen liegt, und die Wirkung aller eurer philosophischen Wunder-Elixire zu Schanden macht. —

Wie, wenn nun unten im Abgrunde des Meeres Völkerschaften und Philosophen es gäbe, welche läugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menschen wohnten, und mitleidig auf Diejenigen herab sähen, welchen etwa einmahl ein Taucher und Perlenfischer unten erschienen? Diese Instanz rühret euch freilich nicht. Denn Ihr seyd gleich mit der Antwort da: Da unten gibt's keine Gelehrten, keine Philosophen, denn sie haben ja weder Bibliotheken, noch Tinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß Ihr doch aber nie aufhöret, fremde Dinge in euerm bekannten Maß und Scheffel zu messen! Kennet Ihr denn nur die sichtbare Körperwelt ganz? Ich geschweige der unsichtbaren Körperwelt. Müßt Ihr denn bei

Hexerei und Gespenstern gerade an Geister gedenken? Wie könnet Ihr mit Zuversicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmosphäre körperliche Geschöpfe noch gebe, die dort so gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröbern Luft, oder die Bewohner des Wasserreichs haben? Und ist es denn unmöglich, daß nimmermehr ein solches Wesen aus Zufall oder aus Endzweck dessen, dem kein Ding unmöglich ist, sich eben so in die niedere Sphäre herablasse, wie der Taucher hinunter in den Ocean? Ihr räsonnirt gemeiniglich, als ob Ihr glaubtet, daß außer dieser sichtbaren Körperwelt, außer Gott und seinen heiligen Engeln und abgeschiedenen Seelen schlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges Wesen existirte, und höret nicht auf, Alles κατ' ἄνθρωπον beständig zu modeln. Muß denn gerade Alles, was körperlich ist, mit den derbesten Püffen eure Sinne berühren? Ihr wisset, daß Glas und Wasser Körper sind; doch könnt Ihr mitten durch hinschauen, und werdet sie kaum gewahr. Ihr wisset, daß die Luft und der feinste Äther Körper sind; dennoch fühlet Ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet Ihr, Alles, was Körper ist, müsse euch die Fäuste füllen. Daher lachet Ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, sie habe in ihrer Kammer bei fest verrammelten Thüren und Fensterladen eine Gestalt erscheinen und wieder verschwinden sehen, und frä-

het: Eine so große Gestalt müsse denn also durch das Schlüsselloch herein gekommen seyn! Lieber, schauet doch einmahl in den Spiegel! Ihr sehet euer zweites Ich! Ist das Nichts, oder ist es Etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wisset, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtstrahlen, daß es Körper ist; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als euerm Gesichte, fühlen.

Ist es etwa Weisheit, Alles zu läugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja sonst so unbarmherzig auf einen Freigeist los, der die Dreieinigkeit Gottes, oder die Transsubstantiation und andere Mysterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich ist nicht widernatürlich! Wie viel soll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimnisse halten, wenn Ihr die anderen, weil Ihr sie nicht verstehet, für Undinge ausgebet? Warum sollen euch die Gestalten abgeschiedener Menschen oder überirdischer Wesen nicht erscheinen können, da Ihr an die Fortdauer der Seelen der ersten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum soll es keine Wirkungen aus Ursachen geben, deren Zusammenhang nicht in einer dicken schweren Hemmkette oder einem Ankerseile euern groben Sinnen betastbar ist? Ihr habt die Gestalt des Magneten-Ausflusses nie mit euern Sinnen wahrgenommen; dennoch sehet Ihr,

daß er das Eisen an einem sinnlichen Nichts in die Luft empor zieht.

Bis hierher habe ich euch gezeigt, daß es selbst aus Gründen gesunder Vernunft nicht abgeschmackt sey, an ein auf dem Theater erscheinendes Gespenst oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmahl annehmen, Ihr hättet euch durch Gegengründe Trotz Allem von der Nichtigkeit solcher Erscheinungen überzeugt, sollten alsdann Shakspeare's Zauber- und Gespenster-Scenen abgeschmackt und lächerlich seyn? Ich sage nein! Selbst den Wenigsten unter euch, so sehr auch euer Eigensinn oder eure Vernunft von der Nichtigkeit überzeugt seyn mag.

Gottlob! Des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wann Ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —

2.

Die Republik England *).

A Tale of the times of old! The deeds of days of other years!
OSSIAN.

In der Vergangenheit spiegelt sich manche Erscheinung der Zukunft; obgleich dämmernd und täuschend auch für das Auge des schärfsten Sehers. Dennoch mißbilligt die Vernunft keinesweges das aus den matten Wiederstrahlen von der Phantasie zusammen geahndete Bild, und sie verbeuth auch alsdann noch die Verspottung desselben, wenn schon der folgende Tag eine ganz andere Gestalt der Dinge aufklärt. Nur die unerfüllten Weißagungen hochtrabender politischer Dünklinge, unwissender und gedankenloser Prunkredner, thörichter Glückwünscher, wuthblinder, vorlauter Parteigänger und ehrloser Schmeichler strafet am Ende mit Recht ein lautes Hohngelächter.

Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngst

*) Abgedruckt aus den Politischen Annalen. Herausg. von Christoph Girtanner. Berlin. 1793. 1. Band. S. 34 und 230. 2. Band. S. 121. 3. Band. S. 297.

D. H.

durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchischen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzen noch so hochgebiethenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsstürmen; der hochdrohende und vielversprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter Führern ohne Furcht und ohne Tadel, in das Gebieth der Neugeborenen, gegen angeblich zusammengelaufene, zucht- übungs- und führerlose Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet rascher Nachdrang und Einfall dieser in mehrere feindliche Länder, begleitet von sieg- und glorreichen Hauptschlachten und Eroberungen: alle diese und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchst merkwürdigen Zeitraum der Britischen Geschichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor, noch nachher, vollbrachte. Es sey uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach seinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geschmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilsamen Nachdenken für Jedermann, sonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neuesten Begebenheiten Theil nehmen.

Der alte Asiatische Glaube der Könige, daß sie ihre Kronen unmittelbar nur von Gottes, nicht aber des Volkes Gnaden tragen, daß ihnen Länder und Völker eben so erb- und eigenthümlich gehören, als dem reichen Nabal seine Äcker und Wiesen, sammt den darauf weidenden Herden, daß sie wohl Herrscherrechte, nicht aber Herrscherpflichten auszuüben, oder anstatt dieser höchstens beliebige Gnaden zu verspenden haben, — ein Glaube, so oft genährt und gestärkt durch unselige Lob- und Dankopfer tiefgesunkener Menschheit! — zahllose Mißgriffe und Unthaten, die dieser Glaube gebar; unverantwortliche Neuerungen wider die Grundverfassung des Staates; tief gehende Anstalten, alle Volksfreiheit in geistlichen, wie in weltlichen Sachen umzustürzen, um auf ihren Trümmern den Thron willkürlicher Gewalt zu erheben; arglistige Unterhandlungen und verdammliche Verträge zu diesem Endzwecke geschmiedet, und zu eben demselben treulos wieder gebrochen; Verschwendungen des Blutes, wie des Gutes seiner Völker; beleidigender Despoten-Hochmuth und unweiser Starrsinn selbst noch im äußersten Gedränge zahlreicher, bewaffneter, mächtiger, siegreicher, und gleichwohl mehr, als Ein Mahl, Frieden, aber auch Freiheit verlangender Staatsbürger; hierzu noch Gefahr drohende, durch erlaubte Anmaßungen kundgewordene Ränke und Bestrebungen Solcher, deren unedle Selbstsucht bei uneingeschränkter

Königsgewalt zu gewinnen hoffte: solche und ähnliche Ursachen waren es, welche Karl den Ersten, König von England, Schottland und Irland, endlich auf das Blutgerüst gebracht hatten. Umsonst verwendeten sich eifrigst die Mächte Frankreich und Holland, umsonst laut schreiend die Nation der Schotten, umsonst tief flehend die Königstochter, seine Gemahlinn, bei'm Parlamente, und sein Sohn bei der Armee, umsonst überall seine nicht wenigen Anhänger zu seiner Rettung. Sein unglückliches Haupt fiel am 30. Januar, 1649, unter dem Beile des obersten Volksgerichtes. Ohne jenen heillosen Glauben und seine Ausbrut hätte Karl seine Herrscherbahn im Glanze des Glückes und mancher persönlichen Tugenden, die ihm auch seine bittersten Feinde nicht absprechen, vollenden können.

Schon vor dieser furchtbaren Katastrophe hatte das Haus der Gemeinen von England, unterstützt durch ein republikanisch gesinntes Kriegsheer, und gesäubert von solchen Mitgliedern, welche, anstatt des einen zu stürzenden Götzen der Tyrannei, nur einen andern aufzustellen getrachtet, feierlich anerkannt und ausgesprochen: Daß nächst Gott das Volk die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt auf Erden sey; daß die zu einem Parlamente versammelten Gemeinen von England, als gewählt vom Volke und das Volk vorstellend, die oberste National-Gewalt in Händen haben, und endlich,

daß Alles, was von den zu einem Parlamente versammelten Gemeinen von England als Gesetz erkläret und ausgesprochen worden, auch ohne Einwilligung und Beitritt des Königs und des Hauses der Peers, gesetzliche Kraft für das ganze Volk habe.

Kaum war daher durch Vollziehung des Bluturtheils der Thron erledigt, als eine Verordnung des Hauses verboth, irgend einen Einzelnen zum Könige über England auszurufen. Sogleich verschwanden von allen öffentlichen Gebäuden das königliche Wapen, und von allen öffentlichen Schriften die königlichen Titel. Umgestürzt lag zu gleicher Zeit das Standbild des Königs auf der Börse, und auf dem Fußgestelle erschienen die Worte: „Im ersten Jahre der durch Gottes Gnade wieder hergestellten Freiheit.„ Die Lehns- und Huldigungseide wurden abgeschafft. Ein neu verfertigtes großes Siegel führte die Umschrift: „Das große Siegel von England.„ Der Münzstämpel erhielt, anstatt seines monarchischen Ansehens, ein republikanisches, mit der Umschrift: „Die Republik England.„ Damit durchaus kein Reitz übrig bliebe, die Freiheit der Republik von neuen anzutasten, so wurden nicht nur die Kronländereien und Gefälle von Lehngütern, sondern auch die Regalien, die kostbaren Geräthschaften der königlichen Palläste, und über-

haupt jeder Gegenstand des monarchischen Aufwandes zum öffentlichen Verkauf ausgestellet.

Während des ganzen Jannuar-Monaths hatten die Lords nur gerichtliche Zusammenkünfte gehalten, und sich um die gewaltigen Staatshandlungen der Gemeinen nicht bekümmert. Am zweiten Februar aber wandten sie sich an die Gemeinen mit der Bothschaft, wie sie neun Personen aus ihrer Mitte ernannt hätten, um gemeinschaftlich mit einer verhältnißmäßigen Anzahl aus dem Unterhause eine Regierungs-Verfassung für England und Irland festzusetzen. Eine solche Theilnahme an der Gesetzgebung wollte der demokratische Geist der Gemeinen keinem Privilegirten, als solchem, gestatten; und drei Tage hinter einander gingen die Bothen der Lords vergeblich, ohne auch nur vorgelassen zu werden. Am vierten endlich wurde die Sache in Überlegung genommen, und zuförderst die Frage: Ob das Haus der Peers an der Gesetzgebung Theil haben sollte? mit vier und vierzig Stimmen gegen neun und zwanzig verneinet, hierauf aber einmüthig beschlossen, daß ein solcher Staatskörper als unnütz und gefährlich vernichtet werden müsse. Diesem Beschlusse trat unmittelbar der folgende nach: „Belehrt durch die Erfahrung, erkläre das Haus, wie das Amt eines Königs über diese Nation, und die Ausübung desselben durch einen Einzelnen, als unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicher-

heit und öffentliche Wohlfahrt der Nation, abgeschafft werden müsse.„ Beide Beschlüsse wurden in besondere Verordnungen gebracht. Die Gemeinen maßten sich so wohl die gesetzgebende, als vollziehende Staatsgewalt an; nannten sich von nun an, statt Haus der Gemeinen, das Parlament der Republik England, und errichteten einen Staatsrath, welcher nach den ihm von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Vorschrifren verfahren sollte. Dieser bestand aus neun und dreißig Personen; die ganze Versammlung der obersten Gewalthaber hingegen aus nicht mehr, als der geringen, oft verspotteten und bewitzelten Anzahl von neunzig.

Einige Anhänger der Königspartei, besonders drei Anführer derselben im letzten Bürgerkriege, der Herzog von Hamilton, der Graf von Holland und der Lord Cappel, wurden durch ein zweites hohes Blutgericht für die Sicherheit der jungen Republik dem Tode geweihet. Die allzu werthlosen Häupter der beiden Ersten fielen, von keiner Partei bedauert. Der Letzte, ehemahls ein Verfechter der Freiheit, nachher aber durch Gnadentitel für die Hofsache erkauft, ist gleichwohl immer von Solchen hochgepriesen worden, denen Übermuth für Geisteshoheit, Aberglaube für Religion, und halsstarrige Anhänglichkeit an besonderm Interesse für Vaterlandessinn gelten.

Außer der eigentlichen Hofpartei und denjenigen Pres-

byterianern, die zwar Gegner der Königs- und Bischofsgewalt waren, aber doch gegen die ihnen verwandte Partei der Independenten *) dem Staate ihr eigenes hierarchisches

*) Die Secte der Independenten, die aus dem Schoße der Presbyterianischen oder reformirten entsprang, verwarf Kraft ihres Nahmens alle Kirchengewalt, als eine Mutter der ärgsten Tyrannei, die der klaren Vorschrift des Evangeliums widerspräche. Sie wollten von keiner kirchlichen Rangordnung, keiner Priesterherrschaft, keiner Einmischung weltlicher Obrigkeit in geistliche Angelegenheiten, keiner Proselytenmacherei zu irgend einem Lehr- und Glaubens-System etwas wissen. In ihren Versammlungen sollte Jeder dem Andern gleich, Keiner dem Andern untergeordnet seyn. Zwischen Priestern nnd Laien sollte kein förmlicher Unterschied obwalten. Berufungen, Einführungen und Einweihungen durch Auflegen der Hände wurden von ihr für politische Fallstricke angesehen. Die bloße Wahl der Gemeinen war zum Priesterthum hinreichend. Die religiöse Duldung, diese in hellern Zeiten von den Groß- und Edelgesinnten jedes Glaubens anerkannte Tugend, hat ihren Ursprung den Independenten zu verdanken. Sie haßten alle kirchliche Tyrannei und Verfolgung. Die bigotten Presbyterianer hingegen hielten die Duldung für Seelenmord, und glaubten, jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei ausrotten zu müssen. Sie bedroheten und drängten daher ihre anders denkenden Mitbrüder eben so, als sie ehemahls von der bischöflichen Kirche bedrohet und bedrängt worden waren, worüber sie sich doch so laut beklagt hatten. Die Independenten behaupteten Kraft des Evangeliums und der gesunden Vernunft, Jedermanns Gewissen sey in Glaubenssachen frei, Jedermann dürfe die heilige Schrift nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Einsichten auslegen. Die Lehre der Nichtdul-

Joch aufzulegen trachteten, sollte dieß auch nicht anders, als durch Frieden und Vereinigung mit der Krone geschehen können, hatte das Parlament Anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner, (Commonwealth'smen,) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnahmen der Gleichmacher, (Levellers,) erhielten, um so wohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte

dung rechtfertige überall jede Religionsverfolgung, so gut die der Heiden gegen die Christen, der Papisten gegen die Protestanten, der Episcopalen gegen die Presbyterianer, als dieser gegen die anders Gesinnten. Wenn die Presbyterianer geistlichen Gehorsam predigten, so geriethen sie mit ihren eigenen Handlungen in Widerspruch, und sprächen ihrer Widersetzung ehemahliger Tyrannei selbst das Urtheil der Verdammung. — Zu den Presbyterianern hielt sich die ganze Nation der Schotten, unter welcher ihre Grundsätze herrschten. Alles, was davon abwich, gesellte sich zu den Independenten, die, so bald das Ansehen der gemeinschaftlichen Feinde unter der Krone und Bischofsmütze fiel, ihr Haupt für sich allein erhoben. Vermöge einer natürlichen Verwandtschaft zwischen geistlicher und weltlicher Freiheit verband sich mit ihnen auch die Partei der Republikaner.

überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann von selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger so wohl, als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei aller, ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ordnung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge ausprägt, und nothwendig ausprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht auszugeben, die von

und erklärten laut ihr Mißfallen so wohl an der oligarchischen Staatsverfassung, als an der ungetheilten Gewalt, welche das Parlament sich angemaßt hatte. Schon unmittelbar nach dem Beschlusse desselben, gegen das Leben des Königs zu verfahren, hatten der berühmte General, Lord Fairfax, und der Officierrath von der Armee dem Hause der Gemeinen eine von verschiedenen Artikeln begleitete Bittschrift für eine neue Staatsgrundverfassung überreichen lassen. Sie hatten verlanget, die oberste Gewalt sollte in den Händen einer Versammlung von vier hundert Stellvertretern des Volkes seyn. Diese sollten alle zwei Jahre von den Grafschaften, Städten und Flecken nach einem gleichern Verhältniß mit der Anzahl der Wahlmänner, als das bisherige, gewählt werden. Alle Eingeborenen und Eingebürgerten England's, die kein Almosen, oder Dienerlohn empfingen, sollten ein Stimmrecht zur Wahl haben. Kein Mitglied eines Staatsrathes, kein Officier besoldeter Truppen zu Hause oder im Felde, kein Cassier oder Einnehmer öffentlicher Gelder sollte, als solcher, fähig seyn, zum Stellvertreter gewählt zu werden. — Diesen Hauptpuncten waren noch einige schickliche Einschränkungen der obersten Gewalt, einige Maßregeln der Vorsicht gegen die Anhänger des Königs, welche zu der ersten und zweiten Stellvertretung mitzustimmen hatten, und endlich auch Vorschläge zur Begründung religiöser

Freiheit beigefüget. Die Schrift führte den Titel: „Die Übereinkunft des Volkes,„ und war gleichen Inhalts mit einer andern Übereinkunft, womit die Levellers schon ehedem hervorgetreten waren.

Ähnliche Vorstellungen und Bittschriften vermehrten sich nach der Hinrichtung des Königs. Allein das Parlament, von der Geschichte das lange genannt, verrieth nicht die mindeste Neigung, die gewaltige so lange gespielte Rolle aufzugeben und aus einander zu gehen, ob dieses gleich nach den Vorschlägen der Armee am letzten Aprill-Tage, 1649, geschehen sollte. Vielmehr fiel es mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens über diejenigen her, die es wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Der Partei gebrach es gleichwohl nicht an Muth und Standhaftigkeit. Lilbourn und noch drei Häupter derselben waren wegen einer Flugschrift: „England's zweite Ketten,„ eingezogen. Eine Bittschrift, unterzeichnet von zehn tausend Personen, beschwerte sich über den willkürlichen Einfluß von drei oder vier Großen bei der Armee auf die oberste Nationalgewalt, und verlangte, daß die Regierung von ihrem gesetzwidrigen Verfahren gegen die Eingezogenen abstehen sollte. Sie würde von einer weiblichen Bittschrift gleichen Inhalts begleitet. Lilbourn und seine Gefährten hatten sogar noch in ihrer Gefangenschaft die Kühnheit, eine Erzählung von dem, was zwischen ihnen und dem Staats-

und erklärten laut ihr Mißfallen so wohl an der oligarchischen Staatsverfassung, als an der ungetheilten Gewalt, welche das Parlament sich angemaßt hatte. Schon unmittelbar nach dem Beschlusse desselben, gegen das Leben des Königs zu verfahren, hatten der berühmte General, Lord Fairfax, und der Officierrath von der Armee dem Hause der Gemeinen eine von verschiedenen Artikeln begleitete Bittschrift für eine neue Staatsgrundverfassung überreichen lassen. Sie hatten verlanget, die oberste Gewalt sollte in den Händen einer Versammlung von vier hundert Stellvertretern des Volkes seyn. Diese sollten alle zwei Jahre von den Grafschaften, Städten und Flecken nach einem gleichern Verhältniß mit der Anzahl der Wahlmänner, als das bisherige, gewählt werden. Alle Eingeborenen und Eingebürgerten England's, die kein Almosen, oder Dienerlohn empfingen, sollten ein Stimmrecht zur Wahl haben. Kein Mitglied eines Staatsrathes, kein Officier besoldeter Truppen zu Hause oder im Felde, kein Cassier oder Einnehmer öffentlicher Gelder sollte, als solcher, fähig seyn, zum Stellvertreter gewählt zu werden. — Diesen Hauptpuncten waren noch einige schickliche Einschränkungen der obersten Gewalt, einige Maßregeln der Vorsicht gegen die Anhänger des Königs, welche zu der ersten und zweiten Stellvertretung mitzustimmen hatten, und endlich auch Vorschläge zur Begründung religiöser

Freiheit beigefüget. Die Schrift führte den Titel: „Die Übereinkunft des Volkes,„ und war gleichen Inhalts mit einer andern Übereinkunft, womit die Levellers schon ehedem hervorgetreten waren.

Ähnliche Vorstellungen und Bittschriften vermehrten sich nach der Hinrichtung des Königs. Allein das Parlament, von der Geschichte das lange genannt, verrieth nicht die mindeste Neigung, die gewaltige so lange gespielte Rolle aufzugeben und aus einander zu gehen, ob dieses gleich nach den Vorschlägen der Armee am letzten Aprill-Tage, 1649, geschehen sollte. Vielmehr fiel es mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens über diejenigen her, die es wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Der Partei gebrach es gleichwohl nicht an Muth und Standhaftigkeit. Lilbourn und noch drei Häupter derselben waren wegen einer Flugschrift: „England's zweite Ketten,„ eingezogen. Eine Bittschrift, unterzeichnet von zehn tausend Personen, beschwerte sich über den willkürlichen Einfluß von drei oder vier Großen bei der Armee auf die oberste Nationalgewalt, und verlangte, daß die Regierung von ihrem gesetzwidrigen Verfahren gegen die Eingezogenen abstehen sollte. Sie würde von einer weiblichen Bittschrift gleichen Inhalts begleitet. Lilbourn und seine Gefährten hatten sogar noch in ihrer Gefangenschaft die Kühnheit, eine Erzählung von dem, was zwischen ihnen und dem Staats-

rathe vorgegangen war, nebst einem neuen Constitutions-Entwurfe, unter dem Titel: „Übereinkunft des freien Volkes von England„, drucken zu lassen. Dieser Entwurf zeichnete sich vor allen andern aus, und enthielt Ideen zu Abstellung mancher Mißbräuche, die England noch bis auf den heutigen Tag drücken. Allein alle diese und ähnliche Bewegungen vermochten die Regierung nicht, mildere und billigere Maßregeln zu nehmen. Man verfuhr mit Einkerkerungen, militärischen Leibes- und sogar Todesstrafen, selbst gegen bloße Bittsteller, als wären sie Aufwiegler. Ein solches, dem Freiheitsgeiste so sehr widerstrebendes Verfahren reitzte die Levellers, sich bis auf fünf tausend, größten Theils alte geübte Krieger zu Burford zu versammeln. Diese Vereinigung hätte der Regierung sehr gefährlich werden können, wenn die Mißvergnügten nicht durch Cromwell's Versicherung, daß den Feindseligkeiten gegen sie noch Anstand gegeben werden sollte, sich hätten hintergehen lassen. Denn unvermuthet ließ der wortbrüchige Heuchler mit einer ungleich stärkern Anzahl seiner Truppen sie überfallen, und bewirkte dadurch ihre gänzliche Niederlage.

Die schnelle Zerschmetterung einer so muth- und kraftvollen Gegenpartei bekleidete die neue Regierung mit Glanz und Schrecken. Bald fühlte sie sich nun stark genug, den Stürmen, die in Irland tobten, mit Nachdruck Stillschwei-

gen und Gehorsam zu gebiethen. Um aber die Größe des Geschäftes, das hier zu vollbringen war, gehörig zu beurtheilen, müssen wir einen Schritt in die Vergangenheit zurück thun, und die bisherige Lage der öffentlichen Angelegenheiten daselbst mit einigen Zügen darstellen.

Die Urbewohner Irland's lebten bis auf sehr neue Zeiten herab als rohe Barbaren, ohne Cultur, ohne eine der Menschheit würdige Staatsverfassung. Entblößt von nützlichen Kenntnissen und Künsten, zersplittert in mehrere einzelne Stamm- und Geschlechtshaufen, wurden sie willkürlich von Oberhäuptern beherrscht, die auf Lebenszeit aus den Vornehmern ihrer Gauen gewählt wurden. Nichts, weder ihre Ländereien, noch Wohnungen, weder ihre Weiber und Kinder, noch selbst ihre Personen, gehörten ihnen eigenthümlich. Mit allen konnte das Oberhaupt nach unumschränktem Belieben schalten; und was es konnte, das that es. Über einem solchen Volke brüteten noch dazu papistischer Aberglaube und Bigotterie mit erstickenden Flügeln.

Die größten Theils durch Englische Privatunternehmer vollbrachte Eroberung Irland's für die Britische Krone mußte daher wohl seinen übelberathenen Einwohnern zu großem Glücke gereichen. Schmälerte gleich die Menge neuer Ansiedelungen den rauhen, bisher so sehr verwahrloseten Boden, so wurde ihnen doch dieser Verlust durch Unterricht im

Land- und Hausbau, in Manufacturen und andern Künsten der Gesittung, vornähmlich aber durch eine den Menschenrechten und allgemeinen Ansprüchen auf Wohlseyn gemäßere Staatsverfassung reichlich vergolten. So blind aber war ihre Vorliebe für den alten ehrlosen Zustand, — eine an entadelten Sclaven, leider! so häufige Erscheinung, — so boßhaft ihre Schelsucht über die durch Kunst und Fleiß veredelten Besitzungen der eingewanderten Engländer, so vernunftlos ihr Haß gegen den, unter diesen bald ziemlich allgemein ausgebreiteten Protestantismus, daß sie nicht selten gegen die Britische Oberherrschaft sich zu empören versuchten. Dennoch war dieß im Ganzen kein Hinderniß einer gerechten und edelmüthigen Behandlung nach Englischen Gesetzen, wenn gleich die Statthalter zwischen durch sich einzelne Abweichungen hiervon erlauben mochten. Die Ausübung der Römisch-katholischen Religion wurde nicht nur geduldet, sondern sogar auf mancherlei Weise begünstigt, da die Könige aus dem Hause Stuart den Grundsätzen derselben keinesweges abgeneigt waren.

In den neuesten Zeiten, und als der Kampf zwischen Despotismus und Freiheit unter Karl I. bereits begonnen hatte, stiegen, durch mancherlei Umstände befördert, die Begünstigungen so hoch, daß den Irländern in Ansehung weltlicher und geistlicher Freiheit, und des daraus entspringen-

den Segens des Wohlstandes, des Friedens und der Sicherheit kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. Handel und Manufacturen blühten; Staatsauflagen und Beiträge waren dem glücklichen Volke kaum dem Nahmen nach bekannt; die Natur, unterstützt von der fleißigen Kunst, schmückte den fruchtbaren Boden mit neuer Schönheit; und den Genuß aller dieser Wohlthaten würzte das Bewußtseyn der Dauer, welche das Gesetz ihm verliehen hatte. Alle Bewohner Irland's, die alten so wohl, als die neuen, die Katholiken nicht minder, als die Protestanten, waren gleiche Theilnehmer dieser Vortheile. Gemeinschaftliches Interesse lockte nunmehr zur Eintracht; geselliger Umgang, Heirathen, Verschwägerungen kamen gegen die lange Trennung und Feindseligkeit der Gemüther zu Hülfe. Denn vernichtet waren die alten Gesetze und Vorurtheile, die dergleichen den Engländern um deßwillen untersagten, damit sie nicht von der Irländischen Barbarei angesteckt würden. Alles schien sich in ein einziges, verwandtes, glückliches und zufriedenes Volk zusammen zu schmelzen.

Das wäre es wirklich gewesen und geblieben, hätte nicht unduldsame, ehr- herrsch- und habsüchtige Pfafferei, diese Mordpest der menschlichen Gesellschaft, den Segen in Fluch verwandelt. Durch sie verleitet, faßten zuerst ein gewisser Roger More, arm an Vermögen, aber aufgeblasen von

Hochmuth wegen alter vornehmer Abkunft, und Owen O'Neal, Oberster eines Irländischen Regiments in Spanischen Diensten, den Anschlag, die Engländer, besonders die Protestanten, aus Irland zu vertreiben, und das Reich von England ganz unabhängig zu machen. Sie theilten ihren Entwurf zuvörderst zwei andern liederlichen Abenteurern, dem Lord Macguire und Sir Phelim O'Neal, hierauf aber allen alt Irländischen Oberhäuptern mit, die denselben sogleich annahmen, als sie hörten, daß Owen O'Neal funfzehn Tage nach dem Aufstande mit seinem papistischen Regimente zu ihnen stoßen würde. Über dieß versicherte More: Die papistischen Engländer eines gewissen Bezirkes, der Pfahl, (the Pale,) genannt, würden mit ihnen seyn; die Irländischen Officiere würden sie mit Arm und Schwert, der Pabst aber mit Geld unterstützen; der Cardinal Richelieu habe mächtigen Beistand von Frankreich, und der Spanische Gesandte Hülfe von Spanien aus versprochen. Es wurde daher beschlossen, daß Einige sich des festen Schlosses zu Dublin bemächtigen sollten, indessen die Übrigen die Schlösser und festen Plätze in den Provinzen wegnähmen. Am 22. October, 1641, als dem Tage der Ausführung, war Dublin mit Verschworenen erfüllt. Die Britische Regierung daselbst, welche damahls von zwei Personen, Sir William Parsons, und Sir John Borlasse, unter dem Titel: Rich-

ter, (Lords Justices,) versehen wurde, hatte zwar von einem großen Unternehmen, womit die Irländer schwanger gingen, entfernte Winke erhalten, allein, getäuscht durch den Anschein der echtesten Harmonie zwischen Papisten und Protestanten, derselben nicht geachtet. Ein Irländischer Protestant, Nahmens O'Conolly, verrieth endlich das ganze ihm anvertrauete Geheimniß noch so eben vor der Ausführung. Die Richter retteten sich sogleich auf das Schloß, verstärkten Besatzung und Wachen, und ließen Lärm in der Stadt schlagen. Zwei von den Rädelsführern, Macguire und Macmahon, wurden ergriffen. Das Geständniß eines allgemeinen Aufstandes und Mordes wurde von diesen Bösewichtern erpreßt, früh genug zwar, um Dublin noch zu retten, allein zu spät, die Ausführung in den übrigen Provinzen zu hemmen. Sir Phelim O'Neal und die übrige höllische Bande vollbrachten mit einer barbarischen Pünctlichkeit die Gräuel, wozu sie sich verschworen hatten. Man bemächtigte sich der Personen, der Wohnungen, der Herden, kurz aller Habe der Engländer. Dann erfolgte ein allgemeines entsetzliches Blutbad. So wenig des Vornehmen, als des Geringen, so wenig des Kindes, als des Greises, so wenig des Weibes, als des Mannes wurde geschont; über Alles schwang die fanatische Wuth ihr Mordschwert. Umsonst beriefen sich die unglücklichen Schlachtopfer auf die

heiligen Bande der Menschlichkeit, der Gastfreundschaft, der Blutsvermischung; umsonst auf die holden Pflichten des geselligen Umgangs. Nachbarn, Haus- und Tischgenossen, Freunde, Verwandte versagten nicht nur Schutz und Rettung, sondern erhoben ihre Hände selbst zu den Streichen des Todes. Umsonst flehte der fromme Sohn für seinen dem Tode geweiheten Vater; er selbst wurde in seiner Blüthe geopfert. Umsonst suchte die liebende Mutter für ihre hülflosen Kinder das eiserne Herz des Mörders zu erweichen. Diese wurden vor ihren Augen erst abgeschlachtet, und dann erfuhr sie eben dasselbe Schicksal. Das Weib, wehklagend um den zerstümmelten Gatten, erlitt einen nicht minder schrecklichen Tod, als den, welchen sie bejammerte. — Bei bloßem reinen Morde blieb es nicht. Grausamer Muthwille schuf ihn zu einem Spiel um, das die Phantasie eines Teufels nicht empörender hätte aussinnen können, zu einem Spiele, woran sich selbst Weiber und Kinder theilnehmend ergetzten. Denn Pfaffen stellten die Ermordung der Engländer als das verdienstlichste Werk, als das sicherste Verwahrungsmittel gegen das künftige Fegefeuer dar; Pfaffen ermahnten das Volk mit thränenden Augen, das Land von diesen erklärten Feinden des Christ-katholischen Glaubens zu säubern. Kein Sacrament wollten sie mehr ertheilen, wofern irgend Jemand geschont würde. Auf diese Weise

konnten sich die Mörder der Menge ihrer Erschlagenen rühmen, und ihren Schritt aus diesem Leben für den nächsten in's Himmelreich halten. Ein Abt konnte sagen, er wollte nicht des Himmels Gnade, sondern nur seine Gerechtigkeit für den glücklichen Erfolg der blutigen Unternehmungen seiner Glaubensgenossen anrufen.

Ungern reget zwar die Geschichte das Andenken an Gräuel auf, welche das Moos des Alterthumes nunmehr bedecket; ungern peinigt sie damit fühlende Menschenherzen in mildern Tagen der Aufklärung und Duldung. Allein ein würdiger und großer Zweck gebeuth ihr, diesen allgemeinen zu flachen Umriß jener Mordscenen noch mit einigen Pinselstrichen zu erheben. Das Ungeheuer, welches solche Unthaten in Irland, wie in so vielen andern Ländern des Erdbodens gebar, ist heute noch keineswegs gänzlich vernichtet, sondern von der Fackel der Vernunft nur in das Dunkel seiner Höhle zurück gescheucht. Schweigend lauert es daselbst so lange, bis es seinen, jetzt nur etwas behuthsamer predigenden Aposteln gelinget, die heiligen Nahmen der Aufklärung, der Duldsamkeit, der Freiheit und des Menschenrechtes bei den Achtlosen, den Schwachsinnigen, den Engbrüstigen durch Blasphemieen lächerlich oder verhaßt zu machen, damit des himmlischen Lichtes und Feuers nicht mehr so sorglich gepflegt, und unter dem Schleier der heran schlei-

chenden Nacht die Menschheit desto bequemer wieder an geistliche und weltliche Tyrannei verrathen werden möge. Daher treibt hier die Geschichte nicht ein Spiel des müßigen Pinsels, sondern ein ernstes Geschäft, die Guten zu warnen, und die Bösen wo möglich zu schrecken.

Einige tausend Engländer und Protestanten wurden in ihren Häusern verbrannt; andere nackend mit Schwertern und Spießen vorwärts in Ströme gestachelt. Manche wurden gefesselt in Grüfte geworfen, um mit Muße daselbst zu sterben; manche mußten verstümmelt an den Heerstraßen unter freiem Himmel verschmachten. Sanft und süß starben diejenigen, die nur gehängt wurden. Dagegen aber wurden auch wieder andere lebendig begraben. Dieses entsetzliche Schicksal traf sogar ein armes kleines Kind, welches, da es zu seiner todten Mutter in's Grab gestoßen wurde, mit seinem: „Mutter, Mutter, hilf mir!„ das Herz seines Mörders nicht zu rühren vermochte. Einige wurden am ganzen Leibe zerfleischt an Tuchrahmhaken aufgehänget; Einige mit Stricken um den Hals über Stock und Stein, durch Morast und Pfützen zu Tode geschleift; Einige bei den Armen aufgehänget, und alsdann zerschnitten und zerfetzt, um zu sehen, wie viele Wunden ein Engländer ertragen könnte. Manche wurden lebendig aufgeschnitten, so daß die Eingeweide auf ihre Füße herab rollten. Alle diese Grausamkei-

ten wurden an Kindern von jedem Alter verübt, und manche Schwangern erfuhren ein gleiches Schicksal. Kinder zwang man, ihre kranken oder bejahrten Ältern zur Schlachtbank herbei zu schleppen. Manche Ungeheuer trieben die Boßheit so weit, ihren Gefangenen mit der Hoffnung des Lebens zu schmeicheln, wenn sie ihre Hände mit dem Blute ihrer nächsten Verwandten besudeln wollten. So wurden Kinder verleitet, an ihren Ältern, Weiber an ihren Männern, Mütter an ihren Kindern zu Henkern zu werden, und nach vollbrachter Unthat verloren sie dennoch ein Leben, das sie für einen so gräßlichen Preis zu erkaufen gesucht hatten. Kinder wurden in Kesseln gesotten; einige Elende lebendig geschunden; andere zu Tode gesteinigt. Manche dienten, nach ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Ohren, Nasen, Wangen und Händen, ihren höllischen Feinden zur Augenweide. Einige wurden bis an den Hals in die Erde gegraben, und so einem langsamen Tode geweihet. Ein protestantischer Geistlicher wurde in einem Fasse, mit eisernen Nägelspitzen ausgeschlagen, zu Tode gerollet. Ältern wurden vor den Augen ihrer Kinder, Kinder vor den Augen ihrer Ältern gebraten. Wenn Einige am Rande des Todes noch ein kurzes Gebeth zu wimmern versuchten, so konnten die Barbaren des Unglücklichen, als eines Furchtsamen, spotten, und sagen: Diese Qualen wären nur ein Vorspiel ihrer baldigen ewigen Pein.

Wenn Manche, geschreckt durch den Anblick so entsetzlicher Martern, ein Römisch-katholisches Bekenntniß ablegten, so hieß es: Nun ständen sie in gutem Glauben; um aber ihren Rückfall zu verhüthen, sey es gut, sie sogleich abzuwürgen. Die, welche den Mörderfäusten entsprangen, wurden mit Hunden zu Tode gehetzt. Nicht das Schmerzgeschrei der Unglücklichen, nicht die Todesangst ihrer Seelen, nicht die Zuckungen der Verzweifelung vermochten die Wuth der Barbaren zu besänftigen. Der letzte Mordstreich wurde gemeiniglich noch mit der Verwünschung begleitet: „Deine Seele zum Teufel!„ Der Gefahr einer allgemeinen Verpestung zum Trotze, verweigerte man hartnäckig sogar die Beerdigung der zerfleischten Leichname. — Die Zahl der also Gemordeten läßt sich nicht allenthalben genau bestimmen. Allein nach den eigenen Angaben der Rebellen fielen bloß in der Provinz Ulster ein hundert und vier und funfzig tausend Engländer und Protestanten. —

Menschen waren indessen nicht die einzigen Gegenstände dieser schrankenlosen Wuth. Auch die bequemen Wohnungen und prächtigen Gebäude derselben wurden entweder verbrannt, oder niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Ihr Vieh, obgleich nun die Beute der Mörder, wurde, weil es Ketzern gehört, entweder sogleich getödtet, oder, mit Wunden bedeckt, in Wälder und Einödden gejagt, um langsam da-

selbst zu verschmachten. Wenn man auch gleich von einigen dieser armen Thiere Gebrauch machte, so schnitt man ihnen doch lebendig die Flechsen entzwei, riß ihnen das Fleisch von den Schenkeln, und unterhielt sie so drei bis vier Tage in ihrern Martern.

In den übrigen Provinzen außer Ulster wurde zwar nicht ganz so unmenschlich gewüthet; doch fehlte es auch da nicht an blutigen und grausamen Thaten. Man warf die Engländer aus ihren Häusern und beraubte sie aller ihrer Habe. Ihre Pflanzungen wurden verwüstet, sie selbst aber, nackend ausgezogen, allem Ungemache der rauhesten Witterung überliefert. Der größte Theil der Menge, die diese Behandlung erfuhr, und nicht von Kräften des Alters, des Geschlechtes, oder der Leibesbeschaffenheit außerordentlich empor gehalten wurde, kam vor Hunger und Kälte um. Viele von denen, die Dublin noch erreichten, erkrankten von dem vielen erlittenen Ungemach, und starben, so viel auch auf ihre Rettung verwandt wurde. Andere, von lebhafterem Gefühle, gefoltert von den beständigen Erinnerungen an ihr Schicksal, aus einem Zustande des Überflusses zur bittersten Armuth herabgestoßen zu seyn, und noch dazu Ältern, Gatten, Gattinnen und Kinder eingebüßt zu haben, überließen sich der Verzweiflung, schlugen alle Hülfe aus, und verlangten nichts, als den

Tod, als das einzige Labsal für das Übermaß so mannigfaltiger Leiden.

Die glückliche Rettung eines Hauptplatzes, wie Dublin, wendete wenigstens den gänzlichen Untergang der Engländer und Protestanten in Irland ab. Seine Mauern bothen allen denjenigen einen Zufluchtsort dar, denen es gelang, der Wuth ihrer Verfolger zu entrinnen. Obgleich die dahmahlige Macht der Englischen Regierung in diesem Königreiche sich nicht über drei tausend Mann belief, so wurde doch die Besatzung durch Annahme der muth- und kraftvollsten Flüchtlinge bald bis auf vier tausend Mann vermehrt; und die sonst hin und wieder zerstreueten Corps der Armee, welche von den Rebellen nicht ganz abgeschnitten waren, wurden zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert. Ein ansehnlicher Vorrath von Kriegsbedürfnissen, der unter der Statthalterschaft des bekannten, vor kurzen hingerichteten Strafford zu Erreichung tyrannischer Absichten der Krone daselbst zusammen gebracht war, diente jetzt, die Schutzmittel der Freiheit und der protestantischen Sache in Irland zu vermehren. Geld war zwar sehr wenig im königlichen Schatze vorräthig; allein auf Vorstellung der Staatsbeamten versah das Volk bald das Schloß so weit mit Lebensmitteln, daß sie zum Unterhalte der Armee auf mehrere Monathe hinreichten. Sir Charles Coote, ein eifriger Protestant, und

Sir Francis Willoughby, ein alter erfahrner Krieger, wurden zu Befehlhabern, jener der Stadt und dieser des Schlosses zu Dublin bestellt. Sechs hundert Mann wurden zur Unterstützung der von den Rebellen belagerten wichtigen Festung Droghede zwar abgesendet; allein durch Verrätherei der papistischen Engländer von dem Pfahle, die zwar heimlich der Rebellion wohl wünschten, aber sich doch noch nicht öffentlich erklärt hatten, von den Rebellen plötzlich überfallen, und, als neu angeworbene noch ungeübte Krieger, gänzlich niedergemacht. Dieser Sieg verschaffte den Rebellen nicht nur mehr Waffen, sondern auch Ansehen. Ihre Anzahl wuchs so fürchterlich an, daß die Richter bald alle Gedanken an einen angreifenden Kampf fahren lassen, und bloß auf die Vertheidigung der Hauptstadt bedacht seyn mußten.

So bald die ersten Nachrichten von diesem Aufstande England erreichten, säumte das dasige Parlament nicht, diensame Beschlüsse zu fassen, damit die Flamme sich nicht weiter verbreiten, und besonders nicht auch England ergreifen möchte. Auch der König, der sich gerade in Schottland befand, gab sich ein gegenwirkendes Ansehen, indem er die Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterstützung ihrer eigenen Colonie in Ulster abzusenden, und eine Commission anzuordnen, welche mit dem Englischen Parlamente über die Bedingungen einer gemeinschaftlichen Kriegsführung

gegen die Rebellen unterhandeln sollte. Allein die Bemühungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffentlichen Erklärungen der Rebellen einen sehr nachtheiligen Verdacht gegen ihn erweckten. Sie nannten sich nähmlich selbst die Armee der Königinn, und gaben vor, wie sie ihren großen Anhang so wohl in England, als Schottland hätten, wie sie die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als um die von einem puritanischen Parlament angetasteten Gerechtsame der Krone, mit Genehmigung des Königs und der Königinn, zu verfechten. Sie zeigten sogar eine Vollmacht unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welcher ihnen aufgetragen war, sich nicht nur der festen Plätze des Königreiches, sondern auch des Vermögens und der Personen der Englischen Protestanten zum Besten des Königs zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht sich ausdrückte, die protestantische Partei nicht eben so heftig in Irland, als in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftsteller von großem Gewicht und Ansehen haben zwar die Wahrheit des rebellischen Vorgebens, so wie die Echtheit dieser Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln gesucht; allein es hat auch nicht an Schriftstellern von großem Gewicht und Ansehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe sehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieses Königs, wenn man sein bei

so vielen andern Gelegenheiten sichtbares Streben nach Despotie, und vollends sein nachmahliges Betragen in Rücksicht auf die Irländischen Angelegenheiten erwägt, so kann man ihn wohl wenigstens nicht frei sprechen, gesetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweisen. Es läßt sich leicht ermessen, daß ein von so entsetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papisten unternommen, die Gemüther der Protestanten um so mehr mit Grausen und Abscheu erfüllen mußte, je empfänglicher sie hierzu durch das Betragen dieser Secte von Alters her waren. Das Ansehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige sichere Schutzwehr gegen die Schrecknisse papistischer Complotte und Gewaltthaten erscheinen. Sie mußten der Meinung seyn, daß eine der Hofpartei dem Ansehen nach so günstige Rebellion unmöglich durch eben diese Partei unterdrückt werden könne, und daß daher das Parlament die einzige Macht im Staate sey, welcher die Sache der Religion und Freiheit mit Sicherheit anvertrauet werden dürfe. Bei einer solchen Stimmung des Publicums mußte es dem Parlament auch gelingen, eine Äußerung des Königs, wie er die Sorge für Irland dem Englischen Parlament überlasse, sogleich als eine unumschränkte Vollmacht zur alleinigen Kriegesführung an-

zusehen, und so auf Ein Mahl der Krone denjenigen Theil der vollziehenden Gewalt zu entziehen, vor welchem man unter diesen Umständen die allgemeinste Furcht hägte. Karl, so sehr er auch wohl wußte, was man ihm nahm, hielt es dennoch nicht für rathsam, sich offenbar zu widersetzen, um nicht den Verdacht zu rechtfertigen, den die unvorsichtigen und voreiligen Offenbarungen der Rebellen gegen ihn aufgeregt hatten.

So sehr auch dieser Eingriff des Parlaments in die Gerechtsame der Krone die protestantische Religion und die Freiheit gegen noch härtere Einbußen in England und Schottland sicher stellen mochte, so wenig gewannen selbige doch hierdurch für's erste in Irland gegen die fanatische Wuth ihrer Verfolger. Gesetzt auch, Karl war nicht der Anstifter dieser Empörung, so ließ sie sich dennoch zu seinen Absichten allzu gut nützen, um nicht gar bald ihr geheimer Gönner zu werden. Was für herzhafte und viel versprechende Beschlüsse daher das Parlament auch auf die immer schauderhafter heranströmenden Nachrichten faßte, so wußten der König und seine Anhänger die Ausführung derselben doch größten Theils entweder zu verzögern oder zu vereiteln. So hätte, um nur Einiges hierüber anzuführen, sehr leicht und mit geringen Kosten ein Heer von zehn tausend Schottländern nach Irland gesandt werden können. Die Schott-

länder hatten diese Hülfe selbst angebothen; das Haus der Gemeinen in England hatte selbige anzunehmen beschlossen; und es kam nur noch darauf an, den Handel hierüber völlig abzuschließen. Allein der König, der diese Rebellion zum Werkzeuge seiner tyrannischen Absichten gegen die religiöse und bürgerliche Freiheit des ganzen Staats zu machen gedachte, drang sehr ernstlich darauf, daß wenigstens eine gleiche Anzahl Truppen auch von England aus hinüber geschickt würde, unter dem sonderbaren Vorwande, daß die Schottländer sich des Königreiches bemächtigen würden, so bald sie die Eingeborenen unterjocht hätten. Diesen Vorwand geltend zu machen, wußte er im Oberhause, besonders durch die geistlichen Herren, die Mehrheit der Stimmen auf seine Seite zu bringen. Nichts konnte das Haus der Gemeinen mehr in Verlegenheit stürzen, als eine solche Widersetzung. Denn entweder mußte das protestantische Interesse in Irland aufgeopfert werden, und das Haus der Gemeinen in die übele Nachrede gerathen, daß es selbst den Beistand verhindert hätte, oder es geriethen, wenn man dem Vorschlage des Königs nachgab, Religion und Freiheit in Gefahr, indem man eine große Kriegesmacht errichtete, welche fast unvermeidlich unter den Befehlen und der Anführung ausgemachter Creaturen der Krone gestanden haben würde, von deren religiösen und bürgerlichen Grundsätzen

fast noch mehr, als von den Gesinnungen der Papisten zu fürchten war. Denn schon seit dem ersten Anfange der Rebellion war der bekannte nachmahlige Marquis von Ormond, ein Zögling der höfisch gesinnten Strafford und Lauds, dessen ganze politische Weisheit und Tugend in dem engen Bezirke persönlicher Ergebenheit gegen den König sich einschränkte, und welcher noch dazu mit vielen Häuptern der Rebellion in enger Verbindung stand, zum Befehlshaber aller Truppen in Irland bestimmt. Bei so drohenden Gefahren mußten die Gemeinen, um größern Nachtheil abzuwenden, lieber ihre Popularität auf das Spiel setzen, und, ungeachtet des Geschreies und der boßhaften Ausstreuungen der Hofpartei, nicht allein das Anerbiethen des Königs, zehn tausend Mann Freiwillige für Irland anzuwerben, mißbilligen, sondern auch, als die Trommeln geschlagen und Soldaten eingeschrieben wurden, das Vorhaben wirklich dadurch hemmen, daß sie den Obersten Hill und andere Officiere dafür in Verhaft nahmen, daß sie in einer so wichtigen Sache ohne Wissen und Willen des Parlamentes zu Werke gegangen wären. Das große Ansehen, welches ihnen bereits ihre von Gemeingeist beseelten Maßregeln erworben hatten, und die Stimmung des Zeitalters schützten sie vor dem öffentlichen Unwillen. Ihre Partei war glücklich genug, dem Volke richtige Vorstellungen hierüber beizubringen, so daß eine Peti-

tion der Bürger von London ausdrücklich erklärte: Wie die Halsstarrigkeit der Lords die Gemeinen außer Stand setze, Irland mit mehr, als 20,000 Pfund Sterling, die nebst zwei oder drei Regimentern Fußvolk und einigen andern Kriegsbedürfnissen gleich Anfangs abgesendet waren, zu Hülfe zu kommen. Endlich erlangte man denn doch von dem Oberhause die Einwilligung, daß wenigstens 2500 Schottländer einstweilen und bis der Vertrag mit Schottland wegen der zehn tausend Mann zu Stande gebracht werden könnte, nach Irland übergehen sollten. Allein der König suchte auch die Ausführung dieses Beschlusses zu verzögern. Denn gegen eine der Bedingungen des Vertrages, daß den Schottländern Carrickfergus, der beträchtlichste Seehafen in Nord-Irland, eingeräumet werden sollte, stellte er den scheinbaren Einwand auf, daß man dadurch bloßen Hülfstruppen zu viel anvertrauete. Allein die Gemeinen, welche die Festungen für weit sicherer in den Händen der Schotten, als einer dem Könige ergebenen Armee hielten, achteten nicht darauf, und schritten dennoch zum Abschlusse des Vertrages. Der König, gedrängt so wohl von den Gemeinen, als den Schotten, die sich mit Recht für gekränkt ausgeben konnten, wenn er auf seine eigenen Unterthanen und Landsleute nicht wenigstens eben so viel Vertrauen, als das Parlament von England, setzen wollte, mußte endlich, wiewohl unwillig, nachgeben,

um nicht einen allgemeinen Unmuth wegen verzögerter Hülfe für Irland gegen sich zu erwecken.

Unter so mannigfaltigen Hindernissen, welche die immer zunehmenden Mißhelligkeiten zwischen Hof und Parlament einer Hülfsleistung von gehöriger Kraft und Wirksamkeit entgegen setzten, mußte nothwendig die Rebellion immer weiter gedeihen, und besonders dadurch furchtbar werden, daß alle Irländischen Papisten sich in einen Körper vereinigen und organisiren konnten. Die meisten festen Plätze von Nord-Irland geriethen in ihre Gewalt. Sie konnten Drogheda, eine wegen der Nachbarschaft von Dublin wichtige Festung, belagern, und so bald nur diese erobert wäre, die Hauptstadt mit einem gleichen Schicksale bedrohen. Die Richter, auf ein bloß vertheidigendes Verfahren eingeschränkt, suchten zwar durch Glimpf und Besänftigung der Gemüther dem drohenden Unheil entgegen zu arbeiten. Gleich Anfangs, ehe die Nachrichten von den allzu großen Gräuelthaten England erreicht hatten, waren sie vom dasigen Parlament im Nahmen des Königs bevollmächtigt worden, allen denjenigen Verzeihung anzubiethen, welche innerhalb einer gewissen bestimmten Zeit zurück kehren würden. Dieß geschah; allein es half nichts. Sie suchten die Römisch-katholischen Engländer von dem Pfahle nicht nur durch süße Worte des Zutrauens, sondern auch dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen Waffen anver-

traueten, daß sie den Vornehmern unter ihnen Stellen und Geschäfte auftrugen, und ihnen Vollmacht ertheilten, den Frieden zu handhaben und das Kriegesgesetz zu vollziehen. Allein auch dieß gelang nur so lange, als bis diese Verräther, längst schon heimlich Mitverschworene, die bequemste Zeit ersahen, sich öffentlich mit den übrigen Rebellen zu vereinigen. Alle Versuche der Richter, sie wieder zurück zu bringen, waren vergebens.

Diese Vereinigung erhob den Aufruhr vollends auf die höchste Stufe eines glücklichen Fortganges. Von allen Seiten her erscholl nun einerlei Stimme. Man habe, hieß es, die Religion, man habe die Gerechtsame des Königs, man habe die Irländische Freiheit, ja selbst Gut, Blut und Leben gegen die Gewaltthätigkeiten eines puritanischen Parlamentes zu vertheidigen. Unter diesem Vorwande erlaubte sich nun das zahlreiche völlig organisirte Corps der Rebellen durch ganz Irland fortgesetzte Plünderungen, Verbannungen und Ermordungen der protestantischen Engländer, so grausam und blutig, als nur immer im Anfange.

Da sie immer ihre persönliche Treue gegen den König im Munde führten, und nur gegen die übrigen Theile der Staatsgewalt Beschwerde vorwendeten, so übersandten die Richter, um die Majestät gegen den Vorwurf der Beförderung einer solchen Büberei zu decken und, nach ihrem Aus-

drucke, die unwissende Menge vor der Verführung zur Theilnahme an der Rebellion unter einem solchen Vorwande zu bewahren, einen Entwurf zu einem Ausrufe, den der König öffentlich ergehen lassen möchte. Zwanzig Exemplare davon, meinten sie, müßten nothwendig, von dem Könige eigenhändig unterschrieben, und bedruckt mit seinem geheimen Siegel, umher vertheilt werden. Keine andere Autorität würde hinreichen, die Rebellen zu überzeugen, daß die Urkunde von ihm herkomme. Das Schreiben, worin es dem Könige so nahe gelegt wurde, sein Mißfallen über das Benehm en de Empörer zu erklären, war an den damahligen Lord-Lieutenant von Irland Grafen von Leicester gerichtet, und konnte daher kein Geheimniß bleiben. Dieser Umstand, wozu auch noch der kam, daß das Haus der Gemeinen um eben dieselbe Zeit erklärte, wie es ein großes Hinderniß der Hülfe für Irland sey, daß die Irländer nicht längst durch öffentlichen Ausruf für Rebellen erklärt worden wären, nöthigte endlich den König, mit einem solchen herauszurücken, worin sie Verräther und Rebellen genannt wurden. Zugleich aber erging auch an den königlichen Buchdrucker ein ausdrücklicher Befehl, nicht mehr, als vierzig Exemplare davon abzuziehen, und bis auf weitere Verfügung nicht ein einziges auszugeben. — Die Rebellen in Irland gaben den Worten dieses Ausrufs gar wenig Glauben, indem sie behaupteten,

der Ausruf sey entweder ganz erdichtet, oder doch dem Könige auf irgend eine Art abgedrungen worden. Sie vereinigten sich daher nur immer fester zu einem einzigen großen und mächtigen Körper unter dem Nahmen der Römisch-Katholischen Verbündeten von Irland, und verhießen sich mittelst eines feierlichen Bundeseides, die öffentliche und freie Ausübung der papistischen Religion gegen Jedermann, der sich dagegen auflehnen würde, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, dem Könige, seinen Erben und Nachfolgern treu, hold und gewärtig zu seyn, dieselben mit ihrem Vermögen, Leib und Leben gegen alle diejenigen zu vertreten, welche gegen ihre königlichen Personen, Güter, Ehren und Würden etwas unternehmen, und sich mittel- oder unmittelbarer Weise bemühen würden, ihre königlichen Gerechtsame zu schmälern und zu unterdrücken.

Ob nun gleich von England aus nicht mit dem gehörigen Nachdrucke gegen die Rebellen verfahren werden konnte; obgleich die nach Irland gesendeten Schottischen Truppen ihre Rolle nicht zum besten spielten, und, anstatt die Rebellen zu bekämpfen, sich lieber mit Plünderungen beschäftigten; obgleich Zwiespalt und Mißtrauen zwischen den Richtern und dem Grafen von Ormond, als Oberbefehlshaber der Englischen Truppen, den kriegerischen Ausführungen der Engländer manches Hinderniß in den Weg legten: so wäre

der Gang ihrer Angelegenheiten gegen die Rebellen doch noch glücklich genug gewesen, indem sie mehrere einzelne Siege und Vortheile über sie erfochten, wäre nicht endlich Owen O'Neal nach einer langen Seefahrt von Dünkirchen rund um das nördliche Schottland in der Grafschaft Donnegal mit einer Anzahl alter kriegserfahrener Officiere, mit seinem eigenen Regiment Soldaten, und einem großen Vorrathe von Waffen und Kriegsbedürfnissen gelandet. Ihm war bald eine noch ansehnlichere Verstärkung an kriegserfahrener Mannschaft, an Waffen und andern Kriegsbedürfnissen auf vierzehn beladenen Schiffen unter Anführung der Obersten Preston, Cullen, Synnot, Plunket und Bourk gefolgt, indem der Cardinal Richelieu bei dieser Gelegenheit alle Irländischen Truppen aus Französischen Diensten entlassen hatte. Diese ansehnlichen Unterstützungen, welchen der Eingang in die Irländischen Häfen besser hätte versperret werden sollen, belebten den Muth und die Kräfte der Rebellen von neuen. Auch nach der Landung thaten die Schotten nichts von dem, was sie gekonnt hätten, um die Bildung regelmäßiger Heere zu verhindern.

Kraft eines Synodal-Beschlusses der Geistlichkeit vom Mai, 1642, kam eine allgemeine Versammlung der Priester- und Laienschaft im October desselben Jahres zu Kilkenny zusammen, und organisirte ihre Rechts- und Staats-Ange-

legenheiten auf folgende Weise. Für jede Grafschaft wurde eine Rathsversammlung angeordnet, bestehend aus Abgeordneten der Barone, oder wo dergleichen nicht waren, aus Personen, gewählt von der ganzen Grafschaft. Von dem Rathe der Grafschaft konnte man an einen Provinzial-Rath, bestehend aus zwei Abgeordneten von jeder Grafschaft, und von diesen wieder an einen obersten Rath appelliren, der aus vier und zwanzig Personen bestand, die alljährlich von der General-Versammlung gewählt werden sollten. So wohl alle bürgerlichen Obrigkeiten, als auch die Generale und deren nachgesetzte Officiere waren diesem Rathe unterworfen, welcher, außer den Ansprüchen auf Ländereien, alle Sachen anhören und aburtheln, auch Alles verfügen durfte, was das Beste der Verbindung betraf. Nur die General-Versammlung konnte seine Beschlüsse aufheben.

Was die Kriegsangelegenheiten betraf, so wurden Owen O'Neale in Ulster, Preston in Leinster, Garret Barry in Munster, und John Bourk in Connaught zu Generalen der daselbst stehenden Armeen bestellt. Um alle Gefahren eines Zwiespalts zu vermeiden, wurde verordnet, daß aller Unterschied und Contrast zwischen Alt- und Neu-Irländern aufgehoben, und jedes Mitglied des Bundes sich durch einen neuen Eid demselben verpflichten sollte. Dieser enthielt Treue und Gehorsam gegen den König; Vertheidigung

der Gerechtsame, der Macht und der Privilegien des Parlaments von Irland und der Grundgesetze des Königreiches; Erhaltung des freien Römisch-katholischen Gottesdienstes durch das ganze Land, so wie auch des Lebens, der Freiheiten, der Güter und Gerechtsame aller derjenigen, welche diesen Eid geleistet hätten; Gehorsam gegen die Befehle des obersten Rathes, und endlich ein Angelöbniß, ohne Einwilligung des Rathes in keinerlei Sache Verzeihung oder Schutz zu suchen, und ohne Zustimmung der General-Versammlung keinen Frieden zu schließen. Es wurden Artikel entworfen, welche darauf bestanden, daß die Römisch-katholische Religion eben so frei und öffentlich, mit eben dem Glanz und Pompe, als vor der Reformation, ausgeübt werden sollte. Alle Einschränkungs- und Strafgesetze gegen die Anhänger des Pabstthums sollten von dem Parlamente widerrufen werden; die Klerisei sollte ihre verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Befreiungen im ganzen Umfange, wie vor der Reformation, nebst allen Kirchen, Pfründen und Nutzungen, so wie die protestantische Geistlichkeit sich derselben vor der Rebellion erfreuet hätte, wieder erhalten. Auf diese Artikel, welche die ganze Reformation vernichteten, und die protestantische Religion gleichsam ganz ausrotteten, sollten die Verbündeten Kraft ihres Eides so lange halten, bis unter Bestätigung des Parlamentes ein dauerhafter Friede zu Stande gebracht

seyn würde. Die Könige von Frankreich und Spanien, der Pabst und der Deutsche Kaiser wurden um fernere Hülfsleistungen ersucht; und an den König und die Königinn von England erging eine Bittschrift um Bestimmung eines Ortes, wo sie mit Sicherheit ihre Beschwerden darlegen, und Seine Majestät ohne Zwang um Abstellung derselben angehen könnten.

Ungeachtet es den Rebellen durch die Unthätigkeit der Schotten, die in der That dem Königreiche zu einer ganz unnützen und dennoch sehr drückenden Last wurden, durch allerlei Irrungen zwischen den Gliedern der Englischen Regierung und des Parlamentes in Irland, die durch die Ränke der höfisch Gesinnten, besonders des seit kurzen zum Marquis erhobenen Grafen von Ormond veranlaßt wurden, und endlich durch das Unvermögen des Englischen Parlamentes, welches wegen des herannahenden und wirklich bald ausbrechenden Bürgerkrieges gegen den König und seine Anhänger genug für Religion und Freiheit in England zu kämpfen hatte, ungeachtet es ihnen durch solche und ähnliche Umstände gelang, sich in eine so gute Verfassung zu setzen, so verrichteten sie dennoch eben keine Heldenthaten gegen die sehr mäßige Macht der Engländer in Irland, und wurden vielmehr zum öftern so wohl aus dem Felde, als auch aus den eingenommenen Festungen heraus geschlagen.

Da aber die Verlängerung des Krieges, da die Verwüstungen, welche das ganze Land so wohl von der Wuth der Rebellen, als von der Kriegspolitik der Engländer erfahren hatte, und endlich die sparsame Zufuhr von England beide Theile in großen Mangel an Lebensbedürfnissen versetzten, so glaubten der König und seine Partei, diese Lage der Dinge, als die bequemste zur Erreichung ihrer Absichten, benutzen zu müssen. Auf Anstiften des geschäftigen Ormond mußte eine beträchtliche Anzahl der vornehmsten Officiere von den Englischen Truppen in einer unterthänig kriechenden Vorstellung sich über ihr Ungemach, ihren Mangel und die geringe Unterstützung beklagen, welche von dem Englischen Parlamente zu erwarten wäre, damit der König nur Gelegenheit bekam, die wackern Leute gnädigst zu bedauern, die Schuld ihrer Drangsale auf seine rebellischen Unterthanen in England zu schieben, und ihnen die stattlichsten Verheissungen auf den Fall zu thun, da er von diesen nicht mehr verhindert würde, das volle Maß seiner Dankbarkeit und Gnade über das Verdienst auszuschütten. Auch die erwähnte Bittschrift der Rebellen-Versammlung zu Kilkenny fand gnädigen Eingang bei Hofe. Der Marquis von Ormond, an der Spitze mehrerer bequemen Commissarien, erhielt im Januar, 1643, unter dem großen Siegel von England den Auftrag, mit den Häuptern der Rebellen, welche die Bittschrift

unterzeichnet hatten, zusammen zu treten, ihre Anträge schriftlich anzunehmen, und selbige an den König nach Oxford zu übersenden. Auch den Richtern wurde durch ein Schreiben vom Hofe aus angesonnen, diesen Commissarien beizustehen, ob dieselben gleich schon bei Übersendung der Bittschrift sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben hatten, wie nachtheilig es dem Interesse des Königs und der Protestanten seyn würde, ihnen zu willfahren. Dem Inhalte des Auftrages gemäß ließen die Commissarien ein Aufforderungsschreiben an den obersten Rath zu Kilkenny ergehen, worauf jedoch zuerst eine sehr hohe und wegwerfende Antwort erfolgte. Allein die Geschmeidigkeit der königlichen Commissarien, und einige Schritte der Herablassung von Seiten der Rebellen brachten dennoch im März eine Zusammenkunft zu Trim zu Stande. Hier wurde den Commissarien eine Schrift überreicht, welche die Beschwerden der Rebellen, ihre Anforderungen, und auf den Fall der Gewährung ein Anerbiethen enthielt, dem Könige mit zehn tausend Mann unter einem erfahrnen Anführer zur Vertheidigung seiner königlichen Gerechtsame zu Hülfe zu kommen. Mit Ausnahme einiger vermeinten Bedrückungen, welche aber gerechte Folgen der Rebellion waren, und einiger wirklichen Beschwerden, die aber Protestanten so wohl, als Katholiken, gemeinschaftlich angingen, und bisher nur wegen des schändlichen Betragens

der letzten nicht hatten abgestellt werden können, war die ganze Bittschrift nichts, als ein langes und ekelhaftes Gewebe offenbarer Unwahrheiten.

Ungeachtet der hohen Anforderungen der Rebellen, ungeachtet der kräftigen Gegenvorstellungen der Richter so wohl, als aller derjenigen Mitglieder der Regierung, welche der Sache der protestantischen Religion und Freiheit wohl wollten, ungeachtet es um dieselbe nichts weniger, als schlecht stand, wußte die geschäftige und schlaue Hofkunst Ormond's dennoch einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Die Rebellen wurden beredet, für jetzt noch nicht so strenge auf der Erfüllung aller ihrer Ansprüche zu bestehen, sondern sich nur erst durch den Waffenstillstand der Last der Schottischen Armee entladen zu lassen, hierauf aber so wohl mit ihrer Macht, als mit den, dem Interesse des Königs ergebenen protestantischen Truppen, in Irland die Übermacht des Parlaments in England zu Boden drücken zu helfen, und solcher Gestalt den König in den Stand zu setzen, ihnen alle ihre Anforderungen ohne irgend eine nachdrückliche Einrede zu bewilligen. Diejenigen, welche sich gegen diese Verhandlung erklärt hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihrer Stellen entlassen und außer Thätigkeit gesetzt; und der Waffenstillstand wurde, für den Preis von 38,000 Pfund zur Kriegsführung gegen die Protestanten in England, unter'm

7. September, 1643, zu Sigginstowe richtig durch **Ormond** abgeschlossen.

Auf diese Weise gelang es den Irländischen Rebellen, ohne erfochtene Siege im Felde, die Wohnungen, die Ländereien und den ganzen Raub von den ermordeten oder vertriebenen Protestanten in ungestrafter Freiheit zu behalten, in sicherer Ruhe über ihren Planen zur Erstrebung der Oberherrschaft zu brüten, und neue Kräfte so wohl zu Hause zu sammeln, als eben dieselben durch engere Verbindungen mit Auswärtigen zu vermehren. Ihre tapfern Gegenkämpfer gewannen nichts, als die Muße, sich von den Wunden heilen zu lassen, welche ihnen ihre Siege gekostet hatten; und alle die kühnen Unternehmer, welche im Vertrauen auf eine von dem Könige bestätigte Parlaments-Acte gleich Anfangs der Rebellion gewagt hatten, große Summen zu diesem Kriege herzuschießen, um aus den verwirkten Gütern der Rebellen mit ansehnlichem Gewinne dereinst entschädigt zu werden, sahen alle ihre glänzenden Hoffnungen verschwinden. So bittere Empfindungen aber auch dieser so unbefugter Weise geschlossene verderbliche Vergleich bei allen Protestanten der Britischen Reiche, außer etwa denjenigen, welche dem Interesse der Krone anhingen, erweckte, so laut und nachdrücklich sich auch das Parlament von England, mit vollkommenstem Beifalle der Gerechtigkeit und Menschenliebe, in Rück-

sicht auf die so himmelschreiend gemißhandelten Protestanten, dagegen erklärte: so mußte doch alles dieses, vor der Hand, wegen des in England jetzt in vollen Flammen lodernden Bürgerkrieges, ohne Wirksamkeit bleiben.

So viel die papistischen Rebellen auch durch den Waffenstillstand gewannen, so waren sie dennoch die Ersten, die denselben fast in allen Stücken verletzten, so bald der König, zur Unterstützung seines Krieges gegen das Englische Parlament, den größten Theil der protestantischen Macht zurück gezogen hatte. Sie fielen die Schlösser und festen Plätze in den Händen der Protestanten, sie fielen ihre Wohnungen und Herden feindselig an; sie erpreßten große Summen von ihnen, nur für die Erlaubniß des Durchzuges durch ihre Reviere; sie verbothen öffentlich allen ihren Anhängern, den Protestanten Bedürfnisse irgend einer Art zu verkaufen; ja, sie leisteten auch nichts von den versprochenen Zahlungen zur Unterstützung der Armee des Königs. Hätten nicht die Schotten, die sich den unwürdigen Waffenstillstand nicht gefallen ließen, nebst einigen wenigen Engländern, die sich nachher zu ihnen gesellten, noch festen Fuß im Lande behalten, so wäre das ganze Königreich ein Raub der papistischen Pfaffenpartei geworden.

Der König und seine Anhänger, vor allen der Marquis von Ormond, der unmittelbar nach dem geschlossenen Waf-

fenstillstande zum Lord-Lieutenant von Irland beeidigt wurde, waren weit entfernt, das treulose Betragen der Rebellen gebührend zu ahnden. Schmeichelworte und Wohlthaten, selbst auf Kosten der Protestanten, wurden vielmehr an sie verschwendet, um sie ruhig zu erhalten. Ja, Ormond ging in seinem Eifer noch weiter, als der verwegenste Höfling: er suchte den schändlichen Waffenstillstand, wo möglich, in einen noch schändlichern Frieden zu verwandeln.

In dem Vertrage wegen des Waffenstillstandes war den Rebellen nachgelassen worden, ihre Beschwerden dem Könige vorzulegen. Unter dem Vorwande, dieses zu thun, wurden Unterhändler an den Hof nach Oxford gesendet, um vielmehr einen Frieden zu Stande zu bringen. Allein die ersten Vorschläge dazu wurden selbst von des Königs Räthen so ausschweifend befunden, daß sie zurück genommen werden mußten. Andere, die an ihre Stelle traten, hießen zwar so gemäßigt, daß die Irländer gar nicht als freie Unterthanen bestehen könnten, wenn sie nicht angenommen würden; allein auch diese waren noch immer so hoch gespannt, daß sie, wie die ersten, hätten zurück gewiesen werden müssen, obgleich auf den Fall ihrer Annahme dem Könige zehn tausend Mann Hülfstruppen zur Unterdrückung der Macht des Englischen Parlamentes, und bei allen fernern Gelegenheiten des Be-

dürfnisses Aufopferungen von Gut und Blut verheissen wurden.

Gleichwohl hätten vielleicht die Rebellen, und mit ihnen der Hof, ihre Absichten erreicht, wenn nicht folgender Umstand unübersteigliche Schwierigkeiten vorgewälzt hätte. Auf die Nachricht von dem, was zu Oxford im Werke war, that sich eine große Anzahl Irländischer Protestanten zusammen, und sendete, ungeachtet des Verbothes der Regierung, gleichfalls Bevollmächtigte nach Oxford, um das protestantische Interesse in dieser gefährlichen Crise wahrzunehmen. Diese begegneten dergestalt jeder Anforderung der Papisten, setzten Alles, was Gerechtigkeit und Staatsklugheit in dieser Sache verlangten, in ein solches Licht, und bewiesen dabei so viel Einsichten und Standhaftigkeit, daß, so wenig auch von Seiten des Königs und seiner Räthe an harten Worten und Sophistereien gegen sie gespart wurde, der Hof sich dennoch nicht unterstand, bei so lauten und gründlichen Einreden, auch nur eine eine einzige der papistischen Forderungen zu bewilligen. Ein Ausschuß des Dubliner Staatsrathes, bestimmt, über die Irländischen Angelegenheiten sein Gutachten zu ertheilen, und absichtlich von der Regierung erwählt, um durch geschmeidige Nachgibigkeit das Friedensgeschäft zu befördern, erfüllte nicht, was man sich von ihm versprochen hatte, sondern vermehrte noch so weit das Ge-

wicht der protestantischen Gründe, daß keiner von des Königs Ministern auch nur den Versuch wagte, dieselben zu heben.

Da indessen dem Könige allzu viel daran lag, mit den Rebellen zu einem für ihn gedeihlichen Schlusse zu kommen, so that er ihnen auf Anrathen seiner Englischen Minister andere gefällige Anerbiethungen, die sich nicht so wohl auf die gegenwärtige Lage der Sachen, als vielmehr auf die vor dem Ausbruche der Rebellion zur Sprache gekommenen Beschwerden der Irländer bezogen. Allein obgleich auch durch diese die Vortheile und die Sicherheit der Protestanten den Papisten fast ganz aufgeopfert wurden, so befriedigten doch dieselben bei weiten nicht die Erwartungen, welche die gegenwärtige Stimmung des Hofes in den Gemüthern der letzten erweckt hatte. Vergebens verschwendete der König Versicherungen, wie er ja unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr thun könnte, vergebens Vorstellungen seiner und ihrer eigenen Gefahr, wenn sie sich für jetzt nicht an seinen Bewilligungen begnügten, vergebens süße Worte und glänzende Verheissungen auf bequemere Zeiten der Zukunft. Alles, was er dadurch erlangte, war, daß die papistischen Abgeordneten einsahen und bekannten, wie der König für jetzt wohl nicht weiter gehen könnte, und daß

sie sich für die Annahme seiner Anerbiethungen bei ihren Glaubensgenossen zu verwenden versprachen.

Da die Räthe des Königs, aus Furcht vor dem öffentlichen Unwillen, es nicht wagen durften, zu einem allzu nachtheiligen und schimpflichen Frieden offenbar mitzuwirken, so wurde die fernere Leitung dieses Geschäftes demjenigen übertragen, der aus Charakter und Interesse fähig war, für die Königsgewalt auch das Äußerste zu wagen. Dieser war der Marquis von Ormond. Ihm trug der König auf, den Waffenstillstand mit den Rebellen noch auf ein anderes Jahr zu erneuern; ihm gab er Vollmacht unter dem großen Siegel von England, einen solchen Frieden, eine solche Vereinigung zu vermitteln, daß der König durch Irland's Beihülfe in den Stand gesetzt werden möchte, alle seine Widersacher, so wohl in England, als Schottland, zu Boden zu schlagen. Ormond ließ es zwar hierauf an seinem Eifer nicht fehlen, und eröffnete zu Dublin Friedensunterhandlungen. Allein die Unnachgibigkeit der Schottländer, die, vereinigt mit mehrern zu ihnen übergetretenen Officieren und Soldaten von den Englischen Regimentern, den Krieg ungeachtet des Waffenstillstandes lebhaft gegen die Rebellen fortsetzten; der Abfall einiger Anhänger des Hofes, nähmlich des Lords Inchiquin, Vice-Präsidenten von Munster, und des Lords Esmond, Befehlshabers der Feste Duncannon, die sich wegen

fehlgeschlagener Erwartungen für das Englische Parlament erklärten; die Hartnäckigkeit der Rebellen, die auf ihren ersten übertriebenen Anforderungen bestanden; und endlich die Bedenklichkeiten des Irländischen Staatsrathes, in Ormond's rasche Schritte zu willigen, mußten unstreitig die Vollendung des Geschäftes verzögern. Der König, ungeduldig über diesen Verzug, schritt zu einer sehr sonderbaren Privatunterhandlung mit den Rebellen, und bediente sich hierzu des Lords Herbert, eines sehr eifrigen Papisten, der mit verschiedenen Häuptern dieser Partei in Irland verschwägert war. Versehen mit sehr ausgedehnten Vollmachten unter des Königs Cabinetts-Siegel, welches mit dem grosen Staatssiegel für gleichgeltend erklärt wurde, und begleitet von Empfehlungen an den Marquis von Ormond, ihm in seinem Geschäfte beförderlich zu seyn, kam Lord Herbert im Julius, 1645, nach Irland, und am 25. August dieses Jahres kam in der That ein geheimer Vertrag zwischen dem Könige und den Rebellen von folgendem Inhalte zu Stande. Die Katholiken sollten öffentlich ihren Gottesdienst ausüben, und alle seit dem 23. October, 1641, in Besitz genommenen Kirchen behalten dürfen; sie sollten aller wichtigen Ämter, Ehren und Würden, Beförderungen und Erhebungen in Irland fähig seyn; sie sollten durch eine Parlaments-Acte von allen Geld- und Leibesstrafen aller vorhin gegen sie ergangenen

Strafgesetze befreiet werden; sie sollten nicht ferner der Gerichtsbarkeit der protestantischen Geistlichkeit unterworfen seyn, vielmehr sollte ihre eigene Clerisei Alles, was sie an Zehnten, Pfarr- und Kirchengütern an sich gebracht hätte, behalten, und ihre Gerichtsbarkeit ohne Einrede ausüben. Dagegen aber sollten auch die Papisten gehalten seyn, ein Heer von zehn tausend Mann unter Anführung des Lords Herbert nach England zu senden, welches unter Officieren, die von der General-Versammlung der verbündeten Papisten zu ernennen wären, als ein eigener ungetrennter Körper daselbst zusammen gehalten werden, und dem Könige dienen sollte. — So verschwenderisch auch der König in seinen dem Lord Herbert ertheilten Vollmachten und Anweisungen mit Betheuerungen auf Königs- und Christenwort gewesen war, so trauten die Rebellen, die unstreitig ihren Mann kannten, seiner Redlichkeit dennoch so wenig, daß ihnen sein Bevollmächtigter noch durch einen besondern Eid versprechen mußte, für die pünctlichste Erfüllung des Vertrages mit zu sorgen, widrigen Falls aber das ihm anvertrauete Heer zu keinerlei Dienst des Königs anzuführen. Ja, sie faßten sogar am 28. August den Beschluß: Daß ihre beschworene Vereinigung in jeder Rücksicht fest und unveränderlich so lange bestehen sollte, bis, ungeachtet des kundgemachten Frie-

dens, jeder Punct des Vertrages auch von dem Parlamente genehmigt worden wäre.

Der Marquis von Ormond, der nicht ermangelt hatte, zur Vollendung dieses Geschäftes das Seinige mitzuwirken, fuhr nachher noch fort, thätig zu seyn. Auf seinen Betrieb wurde bald zu Dublin eine Erneuerung und Erweiterung dieses ehrlosen Vertrages verhandelt. Hiernach sollte es in des Königs Belieben stehen, den Verbündeten in Religionssachen noch mehr zu bewilligen, Falls sie noch ein Mehreres zu verlangen für gut fänden; und kein einziger Artikel des vorigen Vertrages sollte der Ausdehnung der königlichen Bewilligungen Schranken setzen. Auch dieses neue Geschäft war fast bis zum völligen Schlusse gediehen, als ein unvermutheter Vorfall das Ganze vor der Zeit bekannt machte und vereitelte. In einem fruchtlosen Anfalle, den die Rebellen im October, 1645, auf die Stadt Sligo thaten, fiel ihr Anführer, der Erzbischof von Tuam. Unter seinem Geräthe, welches den Siegern in die Hände fiel, fand sich eine Abschrift jenes Vertrages, die sogleich an das Englische Parlament gesendet wurde. Nach dieser Offenbarung fanden es der Lord-Lieutenant und der Staatsrath für unumgänglich nothwendig, zur Ehrenrettung des Königs etwas, wenn auch gleich nur ein bloßes Gauckelspiel aufzuführen. Lord Digby, ein Anhänger des Königs, der so eben nach seiner bei Sher-

bore erlittenen Niederlage nach Irland gekommen war, trat vor dem Staatsrathe auf, schimpfte gewaltig auf den heimlichen Vertrag, versicherte, daß der König nicht für seine Krone, ja selbst nicht für sein, seiner Gemahlinn und seiner Kinder Leben fähig seyn würde, den Rebellen auch nur das Mindeste von alle dem zu bewilligen, was seiner Königswürde und seiner Religion so nachtheilig wäre, und beschuldigte daher den Lord Herbert des Hochverraths. Lord Herbert wurde demnach zwar sogleich in engen Verhaft gebracht, der aber schon am folgenden Tagn erweitert wurde. Kurze Zeit darauf fand man Vorwand, ihn gegen Bürgschaft ganz los zu lassen.

Zu diesen Künsten, Cabalen des Hofes, wodurch der Irländische Unfug so lange unterhalten, genährt und gestärkt wurde, gesellten sich auch noch die Bemühungen des Römischen Stuhls. Wie hätten auch diese, bei so herrlichen Aussichten zum Triumphe des Pabstthumes in Irland, ausbleiben können? Johann Baptista Rinnucini, Erzbischof von Fermo, versehen mit der Vorschrift, die Irländer, wo nicht ganz unter die vorige Römische Zinsbarkeit zurück zu bringen, doch wenigstens in geistlichen Sachen von der päbstlichen Gewalt abhängig zu machen, langte bald nach dem Abschlusse des geheimen Friedensvertrages in der Eigenschaft eines päbstlichen Nuntius in Irland an, um den

Verbündeten Beistand zu leisten. Diese kamen ihm gleich bei seinem ersten Eintritte in die oberste Rathsversammlung mit der schmeichelhaften Versicherung entgegen, daß sie in Religionssachen ohne seinen Rath und Beitritt nichts vornehmen wollten.

Rinnucini vereinigte in sich alle der damahligen Priesterschaft eigenthümlichen Untugenden im äußersten Grade. Er war ein frömmelnder, eitler, abergläubischer, heftiger Mann, ein Mann von grenzenlosem Ehrgeitze, der sich von allen den Leidenschaften hinreissen ließ, die geistlicher Hochmuth in der Fülle seiner ganzen Kraft nur immer zu erzeugen vermag. Er hatte sich als das von Gott ausersehene Werkzeug der Bekehrung der Einwohner Groß-Britannien's zum katholischen Glauben zum voraus angekündigt. Diese Ankündigung, und die Meinung von seinen Fähigkeiten hatten den Pabst bestimmt, ihn in dieser wichtigen Angelegenheit zu brauchen.

Rinnucini, ungeachtet ihn die oberste Rathsversammlung zu Kilkenny mit solcher Ergebenheit aufgenommen, ungeachtet Lord Herbert, ja selbst der König ihn schon vor seiner Ankunft durch Briefe auf das schmeichelhafteste begrüßt hatten, verursachte dennoch bald allen Parteien viel böse Händel. Ihm, dessen Absichten in Verbreitung des Pabstthumes weit über Irland hinaus reichten, stand von Al-

lem, was bisher verhandelt worden war, wenig oder gar nichts an; und alle politischen Gründe, warum es für jetzt noch nicht rathsam sey, die papistischen Ansprüche weiter zu treiben und vor aller Welt zu offenbaren, vermochten nichts über den frömmelnden Dünkling. Gleichwohl war die katholische Laienschaft, ungeachtet der anfänglichen unterwürfigen Erklärung, nicht gesonnen, die Vortheile fahren zu lassen, die ihr die bisherigen Bewilligungen des Königs versprachen, und solcher Gestalt durch fortgesetzten Hader und Zwiespalt so wohl ihre, als des Königs Sache zu Grunde zu richten. Er aber, nachdem er die katholischen Bischöfe in seiner Wohnung versammelt und auf seine Seite gebracht hatte, trug bei der General-Versammlung sehr eifrig darauf an, dem mit dem Lord Herbert abgeschlossenen Frieden zu entsagen, und dagegen auf einem andern zu bestehen, der das Interesse aller Papisten in allen Britischen Reichen umfaßte. Ein solcher war schon vorher auf Betrieb der Königinn zu Rom zwischen dem Pabst und Sir Kenelm Digby entworfen worden, und der Pabst war damit so wohl zufrieden gewesen, daß er auf den Fall der Annahme sogleich hundert tausend Kronen herzugeben, und dieses Geschenk alljährlich so lange fortzusetzen versprochen hatte, als der Krieg dauern würde. Von diesem Entwurfe war dem Nuntius bald nach seiner Ankunft in Irland eine Abschrift

von Rom aus mit der Vollmacht zugefertigt worden, daran zu ändern, hinweg zu nehmen, oder hinzu zu thun, was er für zuträglich erachten würde.

Vier Tage lang hatte schon zwischen dem Nuntius und der General-Versammlung zu Kilkenny die Debatte über diesen Gegenstand gedauert, als Lord Herbert, voll ungeduldigen Verlangens nach der zugesagten Hülfe, derselben dadurch ein Ende machte, daß er eine Urkunde von sich stellte, worin er nicht nur die von dem Pabste und der Königinn beliebten Artikel genehmigte, sondern es auch über sich nahm, die Bestätigung des Königs auszuwirken. Nun kam zwischen dem Nuntius und den Abgeordneten der General-Versammlung eine Übereinkunft zu Stande, wonach der Waffenstillstand noch drei Monathe fortdauern sollte, um indessen die Ankunft des Original-Vertrages von Rom aus zu erwarten, welcher alsdann von dem Nuntius und dem Lord Herbert zu vollziehen wäre. Da indessen dieser vornähmlich die Religion anging, so sollte dieser Umstand die Verbündeten nicht abhalten, mit dem Lord-Lieutenant unterdessen über weltliche Gegenstände zu unterhandeln; nur sollten sie nicht zu einem gänzlichen Abschlusse und zu einer Bekanntmachung vorschreiten, auch an der bürgerlichen Regierungsform nichts verändern, viel weniger etwas verhandeln,

das der Übereinkunft zwischen dem Nuntius und dem Lord Herbert Eintrag thäte.

Da man nun solcher Gestalt mit dem Nuntius fertig war, so wurden Commissarien ernannt, um mit Ormond zum Schlusse zu kommen; und dieser, wiewohl mit jedem Umstande der geheimen Unterhandlung bekannt, war dennoch ehrvergessen genug, die letzte Hand an das so lange unter der Arbeit gewesene Werk zu legen. Ein schändlicher Vertrag kam am 28. März, 1646, zu Stande, wonach die Rebellen zwischen dem nächstfolgenden ersten Aprill und ersten Mai zehn tausend Mann Fußvolk, wohlgerüstet und mit allem Nothwendigen versehen, nach England oder Wales überzusetzen gehalten waren. Allein auch aus diesem Vertrage, der auf Kosten alles dessen, was Ehre und Pflicht heißt, erkauft worden war, zog der in Schuld und Unglück versunkene König keinen Vortheil. Die Händel des Nuntius, und das schlaue Betragen der Rebellen hatten ihn so lange verzögert, daß seine Sache in England in die schlimmste Lage gerathen, und ihm kaum das Andenken einer Armee übrig geblieben war. Diesen Umstand benutzten die Rebellen, ihre Verheissungen nicht zu erfüllen. Sie wüßten ja nicht, hieß es, an welcher Stelle der Englischen Küste sie landen sollten; sie wären von keiner hinlänglich vorhandenen Reiterei zu ihrer Unterstützung versichert; und wüßten überhaupt

nicht, in welcher Lage die Angelegenheiten des Königs sich befänden. Außer dem wäre es dem Könige weit zuträglicher, ihm wenigstens Ein Königreich frei und sicher zu stellen, als unter Mühseligkeiten und Gefahren in England für ihn zu kämpfen.

Zu einem nothwendigen Vorspiele der Vereinigung beiderseitiger Kräfte hatte man den obersten Rath der Rebellen dahin vermocht, die mit Ormond abgeschlossenen politischen Friedensartikel besonders kund machen zu lassen. Der Nuntius aber hatte sich längst erkläret: Er würde nicht zugeben, daß der politische Friede ohne den Religionsfrieden, weßfalls die Ankunft der Original-Urkunde aus Rom erst abzuwarten wäre, viel weniger, daß der Religionsfriede ohne die unverzügliche freie und öffentliche Religionsübung bekannt gemacht würde. Jetzt wiederhohlte er förmlich seinen von zwei Titular-Erzbischöfen und sechs Bischöfen mit unterzeichneten Widerspruch; und da er bei dem obersten Rathe nicht die gehörige Unterwürfigkeit fand, so griff der stolze und hitzige Prälat, unterstützt von seiner Priesterpartei, zu den geistlichen Waffen, zu Bannstrahlen und Interdicten, gegen alle diejenigen, die zu dem Frieden mitgewirkt hatten und demselben anhingen. Diese konnten bei einem elenden Volke, das, wie die Irländer, so tief in einem allen Muth, alle Kraft, alle Selbstständigkeit erstickenden Aberglauben ver-

sunken war, ihre Wirkung nicht verfehlen. Bald erhob sich ein allgemeines Geschrei durch das ganze Königreich gegen einen Frieden, der, wie es hieß, die Religion hintansetzte. Der von Ormond zur Kundmachung ausgesendete Herold konnte weder zu Waterford, von wannen die hierarchische Donnerwolke ausgezogen war, noch anderwärts unter Papisten sein Geschäft verrichten, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Die Mitglieder des Raths zu Kilkenny wagten es nicht, hiergegen etwas zu unternehmen, wie gern sie es auch gethan hätten; vielmehr wandten sie sich mit nachgibiger Bothschaft nach Waterford zu Beilegung der Irrungen. Allein man empfing sie daselbst in sehr hohem Tone und mit ausschweifenden Anforderungen. Owen O'Neil und Preston, deren Vortheile bei dem Friedensvertrage, ihrer Meinung nach, nicht hinreichend bedacht, und welche daher von der neuen geistlichen Conföderation in ihr Interesse gezogen waren, sollten zur Sicherheit derselben, jener General der Reiterei, und dieser General-Major und Feldherr der Truppen werden.

Dem Marquis von Ormond ging es beinahe noch schlimmer, als seinem Herolde. Einige Zeit nach dem abgeschlossenen Frieden hatte er sich von Dublin aus nach Kilkenny begeben, um die Unterwerfung der Rebellen anzunehmen, und sich mit ihnen über die Vereinigung beiderseitiger

Macht gegen den gemeinschaftlichen Feind zu besprechen. Als er von da weiter und nach Cashel gehen wollte, um daselbst die Gemüther des Volkes dem Frieden und sich selbst geneigt zu machen, benachrichtigte ihn der Mayor unweit der Stadt, daß Owen O'Neil dieselbe mit augenscheinlichem Untergange bedrohete, wofern sie ihn aufnähmen, indem derselbe schon mit seinem ganzen Heere heranrückte. Gleichwohl hatte Ormond nicht lange vorher diesen Mann durch seinen Vetter Daniel O'Neil auf das freundlichste beschickt, und ihn durch die schmeichelhaftesten Versprechungen von dem Nuntius ab und auf die königliche Seite zu ziehen gesucht. Indem Ormond sich noch bedachte, ob er weiter gehen, oder lieber unverrichteter Sachen nach Dublin zurück kehren sollte, kam ihm eine neue Nachricht durch den Grafen von Castlehaven zu, daß er unstreitig von Dublin abgeschnitten werden, und in O'Neil's oder Preston's Hände fallen würde, wofern er nicht augenblicklich zurück kehrte, und Dublin noch vor ihnen zu erreichen suchte. Jetzt säumte er nicht länger, und erreichte glücklich Dublin ohne einen weitern Verlust, als den seines Reisegeräthes zu Kilkenny, und den seiner Ehre, daß er sich von den Rebellen so grob und öffentlich hatte hintergehen lassen.

Zwar hatte er seinen Reisebegleiter, den Lord Digby, zu Kilkenny zurück gelassen, um das gestörte Geschäft fortzu-

setzen und zu vollenden, und dieser sparte nichts, selbst nicht die entehrendsten Verheissungen, um die widerspänstige Geistlichkeit und den Nuntius zu gewinnen. Allein diesem ging Alles allzu sehr nach Wunsche, als daß er sich hätte überwinden können, irgend einem Vorschlage Gehör zu geben. Owen O'Neil, der um diese Zeit Roscria erobert, und nach Gewohnheit Mann, Weib und Kind mit der Schärfe des Schwertes geschlagen hatte, näherte sich bald der Stadt Kilkenny, und nöthigte das Schloß derselben zur Übergabe an die neue Conföderation. Am 18. September konnte der Nuntius in stattlicher und zahlreicher Begleitung seinen feierlichen Einzug dort halten. Die Geistlichkeit riß nun die Zügel der ganzen Regierung an sich, nahm die meisten Mitglieder des vorherigen obersten Rathes, sammt allen denjenigen in Verhaft, welche einigen Eifer für den Frieden gezeigt hatten, und errichtete einen neuen Rath, dem vorigen gleich an Macht und Ansehen, der aus vier Bischöfen und acht Laien bestand, und wovon der Nuntius Präsident war. Der eifrigste Freund des Königs, Lord Herbert, der sich mit Leib und Seele dem Nuntius ergeben hatte, wurde an die Stelle des Lords Muskerry zum General von Munster bestellet, mit der Anwartschaft auf die Lord-Lieutenants-Stelle, wenn der Marquis von Ormond aus Dublin vertrieben werden sollte. Denn dieß war das Letzte, womit die neue

Zusammenrottung das Werk ihrer Empörung zu krönen strebte.

Ormond, unvermögend, eine Belagerung auszuhalten, nahm in dieser Bedrängniß seine Zuflucht zu dem Englischen Parlamente. Das Parlament, dem nichts erwünschter kommen konnte, als diese Gelegenheit, seine Macht, ohne großen Aufwand von Blut und Geld, auch über Irland auszubreiten, zögerte nicht, eine Unterstützung, und zugleich fünf Commissarien überzusenden, die mit dem Lord-Lieutenant wegen Übergabe des Schwertes und der Besatzungen unterhandeln sollten. Allein kaum war die bloße Nachricht hiervon erschollen, als ein allgemeiner Schrecken die Rebellen befiel. Der bereits bis Lucan vorgedrungene Owen O'Neil entfernte sich; der Nuntius und sein neuer Rath, die gleichfalls ihren Zug schon nach Dublin gerichtet hatten, machten sich eiligst nach Kilkenny zurück; und Preston ließ sich von dem Marquis von Clanrickard durch Verheissungen bewegen, den Frieden anzunehmen, dem Könige hinfort gehorsam zu seyn, und sich mit Ormond so wohl gegen die unmittelbaren Feinde des Königs, als auch gegen alle diejenigen zu vereinigen, die sich nicht auf gleiche Bedingungen mit ihm fügen wollten. Als Ormond die ihm so nahe drohende Gefahr auf eine so schnelle und unerwartete Weise von sich entfernt sah, verging ihm auch die Lust, Dublin den Händen

des Parlamentes zu überliefern. Nachdem er die Commissarien vier Tage lang mit Unterhandlungen hingehalten hatte, fehlte es ihm nicht an Vorwänden, die Übergabe gänzlich zu verweigern. Unverrichteter Sachen mußten die Commissarien sich wieder einschiffen. Sie steuerten hierauf mit ihrer Unterstützung nach Ulster, wo aber die Schotten sie weder in Carrickfergus noch Belfast aufnehmen wollten.

Ormond bekam indessen bald Ursache, seine Falschheit zu bereuen. Preston, auf dessen Beistand er sich so sehr verlassen hatte, wurde treulos, und trat wieder auf die Seite des Nuntius über. Dieser vermochte über eine nach Kilkenny zusammen berufene General-Versammlung so viel, daß der mit dem Lord-Lieutenant abgeschlossene Frieden durchaus verworfen, daß ein neues Gewebe von ausschweifenden Ansprüchen zu Stande gebracht, ein neuer Bundeseid vorgeschrieben, und von jedem Mitgliede abgelegt wurde. Die Geistlichkeit, und diejenige Partei von Rebellen, welche sich im Anfange der Empörung aller erwähnten Grausamkeiten in Ulster schuldig gemacht hatte, beherrschten jetzt die ganze Conföderation; und in ihrer General-Versammlung wurde ganz öffentlich darauf angetragen, sich an den Pabst, oder einen andern fremden Fürsten, besonders an den König von Spanien, um Beistand zu wenden, und einem solchen das Protectorat über Irland anzubiethen. —

Ormond, der sich vergebens bemühet hatte, mit der papistischen Partei endlich einmahl überein zu kommen, und sich gänzlich außer Stande sah, ihren vereinten Kräften zu widerstehen, wendete sich zum zweiten Mahle an das Englische Parlament um Beistand, und erboth sich, auf die vorher von ihm verweigerten Bedingungen, die Besatzungen und das Schwert an solche Personen abzuliefern, als dasselbe hierzu abordnen würde. Das Parlament aber, um sich nicht abermahls hintergehen zu lassen, bestand darauf, daß er zuvörderst einen seiner Söhne nebst noch einigen Personen von Range als Geißeln für die richtige Erfüllung seines Versprechens übersenden sollte. Hierzu verstand er sich sogleich; und als die Geißeln in England angekommen waren, gingen die vorigen fünf Commissarien, mit eben den Aufträgen versehen, nach Irland ab, und landeten zu Dublin am 7. Junius, 1647, begleitet von einem Hülfscorps von mehr, als sechs hundert Mann Reiterei und vierzehn hundert Mann Fußvolk. Am 19. desselben Monaths kam ein Vertrag zu Stande, Kraft dessen der Lord-Lieutenant die Regierung am 28. unter folgenden Bedingungen abtreten sollte: Die Protestanten, und alle Andern, welche Abgaben entrichtet hätten, sollten an ihren Personen und Gütern geschützt, und alle Personen vom höhern und niedern Adel, welche mit Ormond Irland verlassen wollten, mit Pässen versehen werden. Alle Katholi-

ken, welche den Rebellen weder zugethan, noch beförderlich gewesen wären, sollten, je nach dem sie sich betragen würden, in Ansehung eines ruhigen Genusses ihrer Wohnungen und Habseligkeiten auf die Gunst des Parlamentes rechnen dürfen.

Diese Übergabe von Dublin war nicht ohne Bewilligung des Königs geschehen; und von den zwei unumgänglichen Übeln, die Stadt entweder den Händen des Parlamentes, oder den Rebellen zur Beute zu überlassen, hatte man das erste vorzuziehen für gut befunden. Ormond blieb daher nach wie vor der Günstling des Königs und das thätige Werkzeug seiner Absichten. Kraft des Übergabevertrages durfte er nach England kommen, und sich sechs Monathe daselbst aufhalten, um eine vollständige Aussöhnung mit dem Parlamente zu unterhandeln. Wofern aber diese nicht gelänge, stand es ihm frei, sich nach Ablauf dieser Frist über Meer außerhalb Landes zu begeben. Ormond ging also nach der Übergabe zuerst nach England, wo der König sich damahls, nachdem er von den Schottländern ausgeliefert worden war, zu Hamptoncourt in den Händen der Parlaments-Armee befand. Er machte ihm daselbst nicht nur häufig seine Aufwartung, sondern hatte auch viel Umgang mit den Anhängern des Königs und den in England sich aufhaltenden Schottländischen Abgeordneten, mit welchen

insgeheim ein neuer Versuch zu Gunsten des Königs entworfen wurde. Zugleich führte er mit dem Lord Inchiquin in Irland von England aus einen geheimen Briefwechsel. Denn dieser, welcher sich für die großen Dienste, die er dem Parlamente durch seinen gemeldeten Abfall von der Partei des Königs geleistet, nicht hinlänglich belohnt hielt, hatte, seiner neuen Oberherren müde, beschlossen, in seine vorigen Verbindungen zurück zu treten.

Da Ormond durch sein Benehmen in England der Armee, zwischen welcher und dem Parlamente damahls allerlei Irrungen obwalteten, verdächtig geworden war, so lief er, ungeachtet der ihm von dem Parlamente verheissenen Sicherheit, Gefahr, bei der Armee in Verhaft zu gerathen, als kaum etwas mehr, als die Hälfte der ihm bewilligten Frist verstrichen war. Benachrichtigt von dieser Gefahr, nahm er zuvörderst noch Abrede mit dem Könige für die Zukunft. Dieser unternahm bald hierauf die bekannte Flucht von Hamptoncourt nach der Insel Wight. Ormond floh verkleidet aus England nach Frankreich, und begab sich nach Paris, wo die Königinn und der Prinz von Wales sich aufhielten.

Ungeachtet das Englische Parlament durch den erlangten Besitz von Dublin, zum Verdruß so wohl, als Schrecken der Rebellen, so guten Fuß in Irland gefaßt hatte, so verhinderten dennoch die damahligen Händel desselben mit sei-

ner unruhigen Armee, und der Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges, begleitet von dem Einfalle der Schottländer in England, solche Anstalten, als erfordert wurden, die Unruhen in Irland gänzlich zu dämpfen. Diese waren den Zeiten der republicanischen Kraft vorbehalten, an welche wir nun bald gelangen werden.

Kaum war Dublin den Händen des Parlamentes übergeben, so bereueten die Katholiken ihr verkehrtes Benehmen, wodurch sie den Marquis von Ormond zu einem Schritte genöthigt hatten, der nothwendig die Kräfte ihres Feindes verstärken mußte. Noch höher stieg diese Reue durch einige beträchtliche Niederlagen, die sie erlitten; durch ein mit Verachtung zurück gewiesenes Anerbiethen des hohen und niedern Adels von dem Pfahle, sich auf die Bedingungen des letzten Friedens zu unterwerfen, den man doch einst aus den Händen des schmeichelnden Königs anzunehmen sich geweigert hatte; und endlich durch die Besorgniß der Irländer von Englischer Abkunft vor der Partei des Nuntius und der furchtbaren Macht des ihm anhangenden Owen O'Neil, der durch jenen zum General von Conaught bestellt worden war, und die ganze Provinz Ulster, nebst drei oder vier Grafschaften von Leinster in seiner Gewalt hatte. Alle diese Umstände begünstigten die Wünsche und die Ab-

sichten der Anhänger Ormond's, ihren Gönner auf seinen vorigen Posten zurück zu bringen.

Das Spiel der Ränke, geleitet durch Ormond und Inchiquin, der mit jenem längst heimlich einverstanden war, gelang. Inchiquin, verbündet mit den Irländern von Englischer Abkunft, erklärte, so bald er seine Zeit ersah, öffentlich seinen Abfall vom Parlamente, und stellte sich zugleich als Widersacher des Nuntius und des Owen O'Neil dar. Jenen belagerte er zu Galway, und diesen trieb er bis über den Shannon zurück. Als die gute Bothschaft hiervon, nebst Inchiquin's dringenden Einladungen an Ormond nach Paris gelangten, so säumte dieser nicht länger, nach Irland über zu gehen. Er landete am Ende des Septembers, 1648, zu Cork, und wurde von Inchiquin, als Präsidenten von Munster, pomphaft, wie es einem Lord-Lieutenant gebühret, empfangen. Die Katholiken von dem Pfahle, die den Nuntius jetzt eben so herzlich haßten, als sie Anfangs ihn gefeiert, die ihn sogar aus dem Königreiche vertrieben und zu Rom verklagt hatten, wetteiferten mit einander in der Verehrung gegen Ormond. Zurück gewiesen vom Englischen Parlamente, hatten sie sich bereits durch Commissarien um Erneuerung des Friedens an die Königinn gewendet. Ein zweiter Friedensvertrag, wenig von dem ersten verschieden, kam daher jetzt sogleich zu Stande; und

Ormond, in der Eigenschaft eines königlichen Lord-Lieutenannts, erhielt das Commando über die nunmehr vereinten Protestanten und Katholiken. Es sollten jedoch zwölf von der General-Versammlung zu ernennende Commissarien so lange an seiner Herrschaft Antheil nehmen, bis der Friede in voller Parlaments-Versammlung genehmigt seyn würde.

Allein die Hoffnung, welche diese neue Gestalt der Dinge den Rebellen einflößte, schwand gänzlich nach dem unglücklichen Erfolge der ersten Unternehmung ihres neuen Anführers. Schon sehr zeitig im Frühlinge, 1649, ging Ormond mit drei tausend sieben hundert Mann Fußvolk und vier tausend fünf hundert Mann Reiterei auf Dublin los. Er bemächtigte sich auf seinem Zuge verschiedener Besatzungen; nahm durch ein Detachement seines Heeres, angeführt von dem Lord Inchiquin, seinem General-Lieutenant, Drogheda weg; und lagerte sich zu Rathmines, in der Absicht, der Stadt Dublin die Hülfe zur See abzuschneiden. Gleichwohl hatte er schon am ersten Tage seiner Ankunft daselbst den Verdruß, zu sehen, daß die Obersten Reynolds und Venables, nebst einer ansehnlichen Unterstützung an Reiterei, Fußvolk, Geld und andern Bedürfnissen, mit einem guten Winde von Osten dort einliefen. Dennoch nahm er noch das Schloß Baggatrath weg, wodurch er dem Feinde wenigstens den Unterhalt für die Pferde abgeschnitten haben

würde, wofern er sich nicht durch einen starken Ausfall aus der Stadt hätte überraschen, und sein ganzes Heer zu Grunde richten zu lassen.

So hart schon dieser Schlag den Rebellen fallen mußte, so schmetterte doch bald Cromwell's Ankunft zu Dublin, welcher sich von der nunmehrigen Republik zum Lord-Lieutenant von Irland hatte bestellen lassen, und ein ansehnliches Corps von Reiterei und Fußvolk mit sich brachte, so wie den Muth, also ihre Kraft noch vollends zu Boden. Drogheda war der erste Gegenstand der Englischen Rache. Obgleich mit zwei tausend Mann Fußvolk und einem Regimente Reiterei, dem Kerne der Irländischen Armee, besetzt; obgleich so gut befestigt, daß der Befehlshaber des Platzes, Sir Arthur Aston, es unternahm, die Fortschritte des Feindes, wenigstens für diesen Feldzug, dadurch zu hemmen: so drang doch der unwiderstehliche Cromwell schon mit dem dritten Anfalle in die Stadt, und ließ, zum warnenden Beispiele der Züchtigung für die jetzige und künftige Zeit, nicht nur die ganze Besatzung, sondern auch die meisten Einwohner niederhauen. Die Wenigen, welche das Schwert verschonte, wurden in die Englische Niederlassung nach Barbados in Westindien gesendet.

Das Schicksal von Drogheda verbreitete ein so allgemeines Schrecken, daß man allenthalben von nichts, als von

Friedensunterhandlungen sprach. Einige Plätze räumten die Königlichgesinnten sogleich von selbst. Die Verehrung, deren Ormond vor kurzen noch genoß, verwandelte sich bald in Unwillen und Verachtung. Er behielt nicht über funfzehn hundert Mann Fußvolk und sieben hundert Mann Reiterei beisammen. Keine der ansehnlichern Häfenstädte wollte weder ihn selbst, noch Besatzung von ihm aufnehmen. Diese Umstimmung der Gemüther mußte nothwendig Cromwell's Eroberungen beschleunigen. Er benutzte sie auch so gut, daß er noch in der spätesten Jahrszeit vor Wexford rückte, und die Stadt bald einnahm, nachdem Stafford, der Befehlshaber des Schlosses, dieses auf Bedingungen übergeben hatte. Die Besatzung der Stadt erfuhr eben das Schicksal, wie die zu Drogheda. Rosse und andere feste Plätze wurden nicht schneller angegriffen, als eingenommen. Alle Städte in Munster, welche Lord Inchiquin mit Englischen Besatzungen versehen hatte, empörten sich, und verschafften dadurch sich und ihren Besatzungen ein besseres Schicksal. Der Sieger rückte hiernächst auf Waterford vor. Da aber diese Stadt zu einer kräftigen Gegenwehr gerüstet, und Cromwell's Heer, seit seiner ersten Ankunft, allzu sehr in beständiger Bewegung gewesen war, so hob er die Belagerung auf, und bezog die Winterquartiere.

Um den allgemeinen Untergang abzuwenden, womit das

Glück der Englischen Waffen die Rebellen bedrohete, kam endlich eine Vereinigung der alten und neuen Irländer zu Stande, deren gegenseitigen Haß bisher weder die gemeinschaftliche Verschuldung, noch das gemeinschaftliche Interesse zu schwächen vermocht hatten. Kraft dieses Hasses hatte sich Owen O'Neil nicht nur einst geweigert, den Frieden anzunehmen, sondern sich auch beinahe geneigt zum Gehorsam, ja, bei einigen Gelegenheiten in der That sogar dienstbeflissen gegen die Republik England bezeigt. Allein das Englische Parlament war zu edel und zu heroisch gestimmt, um einen Bösewicht, wie Owen O'Neil, freundlich dafür anzublicken. Es hatte sogar einigen seiner Officiere es verwiesen, daß sie sich mit ihm eingelassen hatten. Ein solches Betragen und das Schicksal von Drogheda überzeugten endlich den Owen O'Neil von der Nothwendigkeit einer Vereinigung, die er bisher immer verweigert, so lebhaft auch Ormond darauf gedrungen hatte. Um die Zeit, da Cromwell vor Wexford rückte, wurde ein Vertrag geschlossen, vermöge dessen O'Neil in wenigen Tagen mit seinem Heere zu Ormond stoßen sollte, gegen dessen schwache Hoffnung, die verschiedenen Factionen in Irland unter seine Fahne zu vereinigen, die Hindernisse sich täglich vermehrten. Denn die Schotten, ob sie gleich mit dem jungen Könige sich gesetzt hatten, thaten dennoch nichts für seine Sache, sondern

hielten sich nur unter einander zusammen, und verfuhren vertheidigungsweise gegen alle Parteien. Die Widerspänstigkeit der Irländischen Geistlichkeit ging gar so weit, den Marquis von Ormond einer Verletzung der Friedens-Artikel zu beschuldigen; ihn aus dem Königreiche zu verweisen; die Irländer zu der alten Verbündung zurück zu rufen; und endlich gar alle diejenigen in den Kirchenbann zu thun, die dem Lord-Lieutenant noch anhängen würden.

Sehr zeitig rückte Cromwell im nächsten Frühlinge schon wieder in das Feld, und eroberte Callon, Gouran, Kilkenny und Clonmell. Schon wollte er Waterford zum zweiten Mahle angreifen, als er plötzlich nach England abgerufen wurde. An seine Stelle trat Ireton als Oberbefehlshaber in Irland auf; ein Mann, dem es an Muth, an Thätigkeit, an unermüdetem Eifer im Dienste der Republik kein Bürger zuvor, wenige gleich thaten. Nicht minder rasch, als unter Cromwell's Händen, ging unter den seinigen das Geschäft der Eroberung von Statten. Waterford wurde eben so schnell eingenommen, als umlagert; Duncannon und das Schloß Carlow nicht minder. A'Ehlone in der Grafschaft Connaught ergab sich an Sir Charles Coote und Reynolds. Kein einziger Versuch der republicanischen Engländer auf irgend eine Festung oder Stadt mißlang.

Während dieser siegreichen Fortschritte war der Marquis von Ormond, durch den plötzlichen Tod Owen O'Neils und die gänzliche Niederlage der Ulster-Armee unter der Anführung Macmahon's, Titular-Bischofs von Clogher, gänzlich des Beistandes beraubt worden, den er von den ursprünglichen Irländern erwartet hatte, und auf diese Weise an Macht und Ansehen so tief herabgesunken, daß er nicht im Stande war, etwas in's Feld zu stellen, das auch nur den Nahmen einer Armee verdient hätte. In einer so trostlosen Lage sah er sich, da er noch vollends von dem Fluche der Geistlichkeit verfolgt wurde, genöthigt, den Befehlshaberstab den Händen des Marquis von Clanrickard zu überliefern, und das Königreich zu verlassen, ob er gleich niederträchtig genug gewesen war, alle Protestanten aus seinem Dienste zu entlassen, und sogar aus Irland zu entfernen, um allein an der Spitze einer bloß papistischen Macht zu stehen. Denn auch dieß Opfer konnte den Pfaffenhaß nicht versöhnen.

Die Sache der Irländer gewann dadurch nichts, daß sie nun in der Person des Marquis von Clanrickard ein papistisches Oberhaupt hatten. Zwar geschah, ehe sie noch weiter in die Enge getrieben wurden, in einer allgemeinen Versammlung von ihnen der Vorschlag, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, und Alles gutwillig abzutreten, was

noch in ihren Händen wäre; allein ihre Hoffnungen wurden durch den Beschluß der Engländer vereitelt, ihnen nicht zu bewilligen, was den Lauf der Gerechtigkeit gegen ihre Vergehungen hemmen, und den Plan der mit ihnen vorhabenden Reformation einschränken könnte. Gleichwohl herrschten immer noch Unentschlossenheit und Zwietracht in ihren Rathsversammlungen, und weder Muth noch Kraft belebten ihre Vertheidigungsanstalten.

Dagegen rüstete sich Ireton während des Winters desto lebhafter zu einem frühen Feldzuge; und Limmerie, die einzige wichtige Stadt, die sich noch in den Händen der Rebellen befand, wurde schon im Aprill von der ganzen Englischen Heeresmacht umlagert. Die Einwohner, obschon in der äußersten Bedrängniß, verweigerten dennoch dem Marquis von Clanrickard den Eintritt in die Stadt. Kaum hatte die Belagerung drei Tage gedauert, als schon von Übergabe gesprochen wurde. Da vollends Lord Muskerry, der mit einem starken Corps zum Entsatze herangerückt war, von einem Detachement der Iretonischen Armee, unter Anführung des Lords Broghilt, zurück geschlagen wurde, so kamen der Magistrat und die Officiere auf dem Stadthause zusammen, und beschlossen, zu einer Unterhandlung zu schreiten, deren Fortgang durch keinerlei Einwand von irgend Jemanden aus der Stadt unterbrochen werden sollte.

Umsonst setzten sich die Bischöfe von Limmeric und Emly dagegen; umsonst bedroheten sie die Bürger mit dem Kirchenbanne, wenn man zu einem Vertrage fortschritte, welcher die Geistlichkeit irgend einer Züchtigung aussetzte. Man achtete nicht darauf, und ernannte Commissarien zur Unterhandlung. Die Bischöfe sprachen ihren Bann aus, und belegten die Stadt mit einem beständigen Interdict, wofern man von dem Unternehmen nicht abließe. Der Commandant der Stadt, Hugh O'Neil, widersetzte sich gleichfalls der Übergabe. Allein ein gewisser Oberster Fennell, der, nachdem er einen Paß zu Killaloo an den Feind verrathen, seine Zuflucht nach Limmeric genommen hatte, erhielt von dem Stadt-Mayor die Schlüssel; bemächtigte sich, in Verbindung mit noch mehrern Officieren, zweier Thore; richtete die Kanonen gegen die Stadt; und ließ zwei hundert Mann von den Belagerern herein. In dieser äußersten Noth ergab sich die Stadt auf folgende, schon vorher von Ireton angebothenen Bedingungen: Die Besatzung mußte die Waffen strecken, und durfte dann abziehen, wohin sie wollte; die Einwohner erhielten drei Monathe Zeit, ihre Personen, und noch drei Monathe, ihre Habseligkeiten aus der Stadt hinweg, und an denjenigen andern Ort des Königreiches zu schaffen, den ihnen die Regierung zum künftigen Wohnplatze anweisen würde. Unter den von der Vorschonung ausgenom-

menen Personen wurden der erwähnte Commandant erschossen, und der Bischof von Emly gehenkt. Selbst der Stadt-Mayor, wiewohl er ein Werkzeug der Übergabe gewesen war, konnte dennoch für vorherige Vergehungen der republicanischen Strenge nicht entgehen.

Groß und glänzend waren alle diese schnellen Eroberungen der jungen Republik in Irland; allein groß und unersetzlich war auch der Verlust, den sie um diese Zeit durch Ireton's Tod erlitt. Seine Anstrengungen während der Belagerung von Limmeric hatten ihm eine Krankheit zugezogen, woran er bald nach der Übergabe der Stadt starb. Ireton, einer der vorzüglichsten Männer, welche in der Republik England, und für dieselbe eine Rolle spielten, war der Sohn eines angesehenen Privatmannes in Nottinghamshire. Seine erste und schon sehr frühe Jugendbildung erhielt er als Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums in Oxford, woselbst er schon in einem Alter von sechzehn Jahren eine akademische Ehrenstufe bestieg. Von da an wurde seine Erziehung, nach der Weise der damahligen Zeiten, in den so genannten Rechtshöfen, (Inns of Court,) vollendet. Kaum war der Kampf gegen die Hof-Tyrannei begonnen, als auch Ireton, einer der unerschrockensten Widersacher derselben, die Waffen ergriff, und sich unter die Fahne des Parlamentes in der Grafschaft Westmorland stellte. Schnell

erhob er sich vom Hauptmann zum Obersten eines Regiments Reiterei, und durch Vorschub der Independenten wurde er General-Commissarius der neu eingerichteten Armee. Seine Fähigkeiten und Geschicklichkeiten waren so vorzüglich, daß man ihn ganz allein an die Spitze der independentischen Angelegenheiten gegen die Presbyterianer stellte. Er entwarf alle schriftlichen Erklärungen und Vorstellungen der Armee; er war Verfasser jener berühmten „Übereinkunft des Volkes,„ für welche die Levellers vergebens kämpften; seine männliche und unerschütterliche Standhaftigkeit trug nicht wenig zur Entscheidung über das Schicksal des Königs und der Englischen Monarchie bei. Er, der als Privatmann der anhänglichste, zärtlichste Freund war, verfocht und handhabte dennoch, als Rathsmann, die genaueste und unparteiischte Gerechtigkeit. Weisheit begleitete ihn in die Raths-Versammlung; unerschrockene Tapferkeit in das Schlachtfeld. Adel herrschte in seinen Gesinnungen, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit leiteten sein Betragen. Rastlos war er im Dienste für den Staat; unauslöschliche Liebe zur Freiheit des Vaterlandes durchglühte seinen Busen.

So lauten von ihm die Zeugnisse zwar republicanisch gesinnter, aber doch glaubhafter Schriftsteller; und Thatsachen bestätigen diese Züge seines Charakters. Gleichwohl lassen sein früher Abtritt von einem Schauplatze, wo die

entscheidendsten Prüfungen seinen Tugenden erst noch bevorstanden, so wie auch seine Familienverbindung mit Cromwell, dessen Schwiegersohn er war, das Urtheil der Nachwelt in einiger Ungewißheit. Anti-Republicaner haben freilich, wie ganz und gar nicht zu verwundern ist, nicht ermangelt, seinen Charakter, besonders des letzten Umstandes wegen, mit den gehässigsten Zügen darzustellen. Ihnen zu Folge hatten alle Anstrengungen seines Genius kein höheres Ziel; als das, der Lieblingssclave eines Despoten von seiner eigenen Schöpfung zu werden; ihnen zu Folge war er weiter nichts, als ein ehrloses Werkzeug von Cromwell's Ehrgeitz. Allein dieß sind denn doch nur Vermuthungen, die bei weiten nicht hinlänglich von Thatsachen unterstützt werden. Sollte sich seine Tugend in der Folge auch nicht als die reinste und höchste bewährt haben, wenn das Zepter der höchsten Gewalt sich seinen Händen erreichbar dargebothen hätte, so war er doch sicher zu großherzig, sich freiwillig unter irgend ein fremdes Joch zu beugen.

Dankbar gegen die ungemeinen Verdienste des Verstorbenen, bewilligte das Parlament von England, auf die Nachricht von seinem Tode, der Witwe und den Kindern desselben ein jährliches Gehalt von zwei tausend Pfund Sterling aus den verwirkten Gütern des Herzogs von Buckingham. Ein prachtvolles Leichenbegängniß wurde ihm zu

Ehren auf öffentliche Kosten veranstaltet, und sein Leichnam zu Westmünster, in der Capelle Heinrich's des Siebenten, beigesetzt.

Nach Ireton's Tode wurde von und aus den Commissarien, welche nach Cromwell's Abrufung das Parlament zu Ireton's Beistande nach Irland gesendet hatte, Edmund Ludlow, ein Mitglied des Englischen Staatsrathes, zum Oberbefehlshaber der republikanischen Macht in Irland bestellet. Der herannahende Winter that zwar dem Fortgange der Englischen Waffen auf eine Zeit lang Einhalt; allein kaum erschien der nächste Frühling, als Galway, die letzte Stadt, welche die Rebellen noch inne hatten, belagert und eingenommen wurde. Die Irländer, nachdem sie in ihrer verzweifelungsvollen Lage sich umsonst an den König von Spanien um Hülfe gewendet hatten, bothen dem Herzoge von Lothringen die Schutzherrschaft über sich und ihr Land an. Die geringe Unterstützung an Gelde, die ihnen dieser Fürst zu leisten vermochte, reichte nicht weit hin; und bald sahen sie sich auf das äußerste gebracht. In dieser Bedrängniß bathen sie zu wiederhohlten Mahlen um ein sicheres Geleit für ihre Abgeordneten, um mit der neuen Republik über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu handeln. Allein die Staats-Commissarien gaben ihnen, in Alt-Römischem Geiste, zur Antwort: „Nur dem Parlamente von

England käme es zu, ihrer Nation eine Verfassung zu geben; dasselbe würde diejenigen, welche friedlich und seiner Gewalt unterwürfig gelebt hätten, von denen zu unterscheiden wissen, welche in dem ersten Jahre der Rebellion Mord und Grausamkeiten an den Protestanten verübt oder begünstigt hätten. Ein sicheres Geleit könnte ihnen nicht bewilligt werden; diejenigen aber, welche freiwillig die Waffen niederlegen und sich unterwerfen würden, sollten so günstig behandelt werden, als sie es von der Gerechtigkeit erwarten dürften." — Auf diese entschlossene Antwort unterwarf sich der Oberste Fitzpatrick mit seinem ganzen Regimente. Und ob er gleich von der Geistlichkeit, die sich noch immer guter Bedingungen schmeichelte, wenn die ganze Nation zusammen hielte, in den Kirchenbann gethan wurde, so folgten dennoch der Oberste Odwyer mit seiner Brigade, und der Graf von Westmeath mit seinen in Leinster unter sich habenden Irländischen Truppen Fitzpatrick's Beispiele. Die letzte Gestalt einer Armee hatte nur Lord Muskerry noch übrig. Allein auch dieser, obschon geschützt durch einen sehr festen Platz in der Grafschaft Kery, unterlag sehr bald Ludlow's kriegerischen Fähigkeiten.

Oliver Cromwell's Bestallung zum Lord-Lieutenant von Irland, die auf drei Jahre gelautet hatte, erlosch nach dem Ablaufe derselben. Seine Anhänger im Parlamente

thaten den Vorschlag, dieselbe zu erneuern; und, da er selbst anderwärts nöthiger war, an seiner Statt Lambert, in der Eigenschaft eines Deputirten, nach Irland zu senden. Diesem Vorschlage setzten sich die echten Freunde der Freiheit eben so kräftig entgegen, als er dem Geiste der Republik widerstritt. Cromwell selbst ließ daher seine Ansprüche fahren, und der Vorschlag wurde verworfen. Nichts desto weniger mochte er wohl seine guten Gründe haben, darauf anzutragen, daß das Parlament, ob es gleich nicht für zuträglich hielte, ferner einen Lord-Lieutenant in Irland zu halten, dennoch, in Rücksicht auf Lambert's Verdienste, diesen, in dem Charakter und mit der Gewalt eines Abgeordneten, nach Irland senden möchte. Er suchte dabei das Parlament zu überreden, daß die Armee daselbst unzufrieden seyn würde, wenn sie nicht einen Oberbefehlshaber von Lambert's Eigenschaften erhielte. Allein Weaver, einer der Staats-Commissarien von Irland, zeigte vollkommen den Ungrund von Cromwell's Vorspiegelungen, und versicherte dem Parlamente aus eigener Erfahrung, daß alle unbefangenen Einwohner dieses Landes und die ganze Armee, einige wenige Parteisüchtige etwa ausgenommen, nicht nur mit den gegenwärtigen Militär- und Civil-Einrichtungen, sondern auch mit denen, die denselben vorständen, sehr wohl zufrieden wären. Er that daher den Vorschlag, die Voll-

machten der letzten auf längere Zeit auszudehnen. Weaver's Vorschlag blieb ohne Wirkung. Denn auf Lambert's Weigerung, in irgend einem andern Charakter, als dem eines Abgeordneten, nach Irland zu gehen, hatte Cromwell Einfluß genug, seinem Schwiegersohne, dem General-Lieutenant Fleetwood, der Ireton's Witwe geheirathet hatte, dasjenige Commando zu verschaffen, welches Ludlow, seit Ireton's Tode, mit eben so großem Ruhme für sich selbst, als mit Vortheil für das Vaterland geführt hatte.

Noch vor dieser Bestallung war eine Parlaments-Acte ergangen, welche die Güter der Irländer nach Maßgabe ihrer Verbrechen confiscirte. Als Fleetwood in Irland ankam, fand er die Eroberung dieses Königreiches dermaßen vollendet, daß auf Befehl des Parlamentes eine auf jene Acte sich beziehende Erklärung bekannt gemacht, und den Einwohnern von England gestattet werden konnte, alle Arten von Getreide, von Vieh und andern Bedürfnissen zum neuen Anbau der verödeten Gegenden von Irland zollfrei einzuführen. Es wurden in den verschiedenen Provinzen peinliche Gerichtshöfe errichtet, um denjenigen den Proceß zu machen, denen Ermordungen der Engländer im ersten Jahre der Rebellion zur Last lagen. Um in Zukunft das Verderbniß und den Nachtheil abzuwenden, welche bisher aus den ehelichen Vermischungen der Engländer mit den

Urbewohnern erwachsen waren, so wurde den Irländern die einzige Provinz Connaught eingeräumt, um daselbst hinfort den Vorschriften und Einschränkungen des Parlaments gemäß zu leben. Wie tief die Irländer durch die republikanische Kraft nunmehr gedemüthigt waren, ist aus folgendem Klageliede ersichtlich, welches der royalistische Geschichtschreiber Clarendon ihretwegen anstimmt: „Nicht nur die ganze Irländische Nation, Wenige ausgenommen, wurde der Rebellion schuldig befunden, und folglich aller ihrer Güter verlustig erklärt, sondern auch der Marquis von Ormond, der Lord Inchiquin, und alle die Englischen Katholiken, und was nur irgend dem Könige Dienste geleistet hatte, wurden für eben so schuldig geachtet, und man bemächtigte sich ihrer Ländereien zum Besten des Staates. Das ganze Königreich wurde vermessen; die Gelder, welche die Unternehmer innerhalb bestimmter Zeit ausgezahlt hatten, und die Löhnung, die man der Armee schuldig war, wurden ausgerechnet; und den Unternehmern, Officieren und Soldaten wurden in den verschiedenen Provinzen solcher Gestalt ihre Ackerantheile zugemessen, als die Parlaments-Acte es mit sich brachte. — Ein großer Strich Landes, ungefähr die Hälfte der Provinz Connaught, der von dem übrigen durch einen langen und breiten Fluß gesondert wurde, lag durch Pest und mancherlei Todtschlag beinahe gänzlich verödet. In die-

sen Bezirk sollten sich alle Irländer auf einen gewissen Tag bei Lebensstrafe begeben; und Alle, Mann, Weib oder Kind, welche nach dieser Zeit sich an irgend einem andern Orte des Königreiches betreten lassen würden, sollten von Jedermann todt geschlagen werden dürfen. Die Ländereien innerhalb dieses Bezirkes, des allerunfruchtbarsten im ganzen Königreiche, wurden, aus Gnade und Barmherzigkeit der Eroberer, den dahin Verbannten in solchem Maße zugetheilet, daß sie unter großen Anstrengungen höchstens davon leben konnten. Denjenigen Personen, welchen man große Ländereien in andern Provinzen weggenommen hatte, wurden größere Antheile in diesem Bezirke zugebilligt. Solcher Gestalt traf es sich, daß Einige, besonders wenn sie mit Wohnungen versehen waren, von ihrem Loose zwar hinlänglich leben konnten, allein doch niemahls nur den fünften Theil desjenigen wieder gewannen, was sie in weit bessern Provinzen verloren hatten. Und damit sie sich dieses Gnadengeschenkes nicht überheben möchten, so war es eine Bedingung dieser Aussöhnung, daß sie in Betracht dessen, was ihnen hiermit bewilligt würde, allen ihren vorigen Rechten und Ansprüchen an die ihnen genommenen Grundstücke entsagen mußten; und so mußten sie sich und ihre Erben auf immer des Rechtes berauben, jemahls an ihr altes Erbtheil wieder Ansprüche zu machen. Auf diese Art wurde die Niederlassung,

wie man es nannte, von Connaught vollendet, und die ganze Irländische Nation in diesen Bezirk eingeschlossen. Das übrige Irland verblieb Theils den Engländern, Theils den alten Lords und rechtmäßigen Eigenthümern, welche alle Protestanten waren, (denn kein Römischkatholischer wurde zugelassen,) und entweder das Parlament nie beleidigt, oder ihm gedient, oder sich wegen ihrer Vergehungen, nach Maßgabe gewisser Artikel, mit ihm ausgesöhnt hatten, Theils den Unternehmern und den Soldaten.„

Diese gänzliche Eroberung und neue Einrichtung Irland's vollbrachte die Republik England, seit Ormond's zweitem Auftritte daselbst, in einem Zeitraume von vier Jahren. Wir wenden uns nun zu den Thaten derselben gegen die Schottländer, mit welchen ein so frühzeitiger Kampf nicht hätte vermuthet werden sollen, als gleichwohl schon vor der vollendeten Eroberung Irland's Statt fand.

In Schottland herrschte allgemein der eifrigste Presbyterianismus. Dieser hatte sich schon seit mehrern Jahren gegen die Anmaßungen der Königsgewalt auf das äußerste gesträubt. Er hatte, als der unglückliche Karl den Versuch machte, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, und damit die von den Reformirten des Schweizerlandes entlehnte Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens daselbst zu verdrängen, sich in seiner ganzen Kraft

dagegen erhoben, und, ungeachtet eines wüthenden Aufstandes, dennoch mit großer Ordnung, im Jahre 1637 jene Verbindung unter den Mitgliedern dieser Kirche zu Stande gebracht, welche unter dem Nahmen des Schottischen Convenants so berühmt ist. Kraft derselben hatten alle Theilnehmer nicht nur feierlich dem Pabstthum, für welches man dem Hause Stuart zu viel Gunst beimaß, entsagt, sondern sich auch verpflichtet, allen Neuerungen in Religions- und Kirchensachen gegen Jedermann den kräftigsten Widerstand zu leisten. Gesinnungen und Handlungen der Schottländer, wie diese, und Karl's fruchtlose, ja selbst nachtheilige Waffenversuche dagegen hatten die Absichten derjenigen befördert, die auch in England mit seiner Regierung mißvergnügt waren. Die Mitglieder des im Jahre 1640 versammelten Parlamentes, muthig gemacht durch die in der Nähe zu Newcastle stehende Schottländische Insurgenten-Armee, hatten den König nöthigen dürfen, dieß Parlament für beständig zu erklären, oder wenigstens zu versprechen, daß er dasselbe, ohne selbst eigene Einwilligung, nicht aufheben wolle. Diese wichtige Einräumung hatte den Knoten zu dem nachfolgenden großen handlungsvollen Schauspiele geschürzt, welcher sich endlich so tragisch für den König löste. Wiewohl der Convenant sich nicht eben gegen die Person des Königs und dessen Regierung geäußert, sondern vielmehr Anhänglich-

keit daran erklärt hatte, so war dieß dennoch nur unter der Bedingung geschehen, daß der Religions- und Kirchenzustand in Schottland unversehrt erhalten würde. Der erwähnte Hader mit den Schotten war zwar längst durch Friedensverträge beigelegt; aber dennoch hatten in den nachmahligen Kämpfen zwischen dem Könige und dem Englischen Parlamente die Schotten nichts weniger, als eine allgemeine Gunst für die Sache des Königs an den Tag gelegt. Als dieser nach seiner bei Naseby durch den Lord Fairfax erlittenen entscheidenden Niederlage, und nach der gänzlichen Zerrüttung seiner Angelegenheiten seine Zuflucht zu der Schottischen Armee zu Newmark genommen, hatten ihn die Schotten zwar mit dem äußerlichen Anscheine der ihm gebührenden Ehrfurcht aufgenommen, allein ihn auch, unter dem Vorwande, seine Person zu schützen, unter die Obhuth einer Wache gesetzt, die ihn in der That zum Gefangenen machte. Die Schotten hatten endlich sogar seine Person an das Englische Parlament ausgeliefert. Der letzte Versuch, den die Schottischen Königsfreunde, auf Betrieb und unter Anführung des Herzogs von Hamilton, gegen das Englische Parlament durch einen Einfall mit zwanzig tausend Mann gemacht hatten, war durch den siegreichen Cromwell gänzlich vereitelt, und dadurch die Königspartei in Schottland ganz unterdrückt worden. Die hef-

tigsten Widersacher des Königs hatten dadurch das Heft der Schottischen Regierung in die Hände bekommen. Alles war nunmehr zur Freundschaft und Eintracht mit dem Englischen Parlamente gestimmt. Diese Stimmung und die friedliche Lage der Angelegenheiten würden vielleicht von Dauer gewesen seyn, wenn in den letzten Acten des Schauspiels die Gestalt des Englischen Parlamentes diejenige geblieben wäre, die sie in den ersten war. Es bestand nähmlich damahls dasselbe aus drei Parteien, aus gemäßigten Royalisten, aus Presbyterianern und Independenten. Die Ersten, noch immer für die Beibehaltung der Monarchie und bischöflichen Kirchenverfassung gestimmt, widersetzten sich nur den unbefugten Anmaßungen derselben, und strebten, ihre Gewalt in die gehörigen Schranken zurück zu führen. Die Zweiten arbeiteten zwar nicht gegen die Monarchie, allein desto mehr gegen die Bischofsgewalt. Die Dritten waren wider Beide eingenommen, und trachteten nach einer Republik. Lange vermochten die ersten Parteien, besonders die Presbyterianer, mehr, als die Independenten. Endlich gelang durch Beistand der Officiere von der Armee, besonders aber Cromwell's, der von der Independenten-Partei war, oder zu Erreichung seiner damahls noch geheimen ehrgeitzigen Absichten zu seyn vorgab, jene berühmte „Säuberung„ des Parlamentes, wodurch die gemäßigten Royalisten und Presbyteria-

ner ausgetrieben wurden, und die Independenten die Herrschaft allein behielten. Dieser Streich entschied über das Schicksal der Monarchie und des Königs.

Kaum hatten die Schotten, denen weit mehr an ihrem Religions- und Kirchen-System, als an einer noch so vortrefflichen auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung gelegen war, den Sturz ihrer presbyterianischen Brüder in England vernommen, so gerieth die Bigotterie in heftige Verzuckungen. Die von den Independenten behauptete Gewissensfreiheit, und die nunmehr zu befürchtende gesetzmäßige Duldung waren ihr ein Gräuel. Alles, was nunmehr in England verhandelt wurde, schien ihr das Werk einer sündlichen und gottlosen Ketzerei zu seyn. An die Stelle der kaum noch bestandenen Eintracht traten Widerspruch und Hader. Schottische Abgeordnete erschienen sogleich in England, um gegen den Königsproceß, gegen Ketzerei und Kirchenspaltung zu protestiren, „damit die rechtgläubigen Presbyterianer, wie die Abgeordneten sich ausdrückten, sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen möchten.„ Das Englische Parlament zog nicht eher, als nach der Hinrichtung des Königs, die Einreden der Schotten in Erwägung. Es vertheidigte sein Verfahren, als der Englischen Grundverfassung angemessen, und erklärte, daß es der Ausübung seiner Macht durch keine Schotti-

schen Aussprüche Schranken setzen lassen würde. So wie man nicht gesonnen wäre, sich in Schottland's Angelegenheiten zu mischen, sondern die Einrichtung der Regierung daselbst dem Belieben seiner Einwohner überließe, so wären auch die Engländer entschlossen, ihre Freiheiten, so weit Gott ihnen solches gestattete, zu handhaben. „Sie glaubten, fügten sie hinzu, daß das gegen den König beobachtete Verfahren, so wie auch das, welches sie noch gegen die übrigen Hauptfeinde ihres Friedens zu beobachten gesonnen wären, zur Wohlfahrt beider Nationen gereichte. Wollten die Schotten von diesen Umständen Gebrauch machen, ihre Freiheiten und Gerechtsame zu behaupten, so wären die Engländer bereit, ihnen allen freundnachbarlichen Beistand zu leisten. Übrigens forderten sie selbige auf das ernstlichste auf, Alles vorher auf das reiflichste zu überlegen, ehe sie einen Hader anfingen, der ihnen keinen Vortheil bringen, wohl aber sie selbst und ihre Nachkommenschaft in das Elend eines langwierigen Krieges stürzen, und zuletzt unter das Joch eines Tyrannen und seiner Abkömmlinge beugen könnte.„

Die Antwort auf die freundliche Erklärung und Warnung war so bitter, so beleidigend, so anmaßend, daß das Parlament die Schottischen Abgeordneten in Verhaft nahm, „um, wie es sich ausdrückte, ihre Personen vor den Gewaltthätigkeiten des Pöbels sicher zu stellen, und ih-

nen den Umgang mit allen denen abzuschneiden, welche das in ihren Schriften enthaltene Gift des Aufruhrs weiter zu verbreiten Lust haben möchten.„

Das Schottische Parlament hieß nicht nur Inhalt und Ausdruck der Erklärungen seiner Abgeordneten gut, und beklagte sich über das an ihren Personen verletzte Völkerrecht, sondern nahm auch keinen Anstand, den Karl Stuart, ältesten Sohn des hingerichteten Königs, zum Erben und Thronfolger in dem Königreiche Schottland unter der Bedingung zu erklären, daß derselbe, bevor er zur wirklichen Ausübung der königlichen Gewalt zugelassen würde, das Königreich in Ansehung alles desjenigen, was die Sicherheit der Religion, die Vereinigung beider Königreiche und die Wohlfahrt und den Frieden von Schottland, der feierlichen National-Verbindung des Convenants gemäß, beträfe, zufrieden stellte.

Die unmittelbare Frucht dieses unweisen Verfahrens war, daß sich ein zahlreiches Corps Royalisten unter Midleton versammelte, um dem Könige sogleich bei seiner Ankunft dienstbar zu seyn und vermuthlich die Bedingungen vernichten zu helfen, unter welchen er ernannt worden war. Das Schottische Parlament sah sich daher genöthigt, unter Lesley ein Heer gegen diese Dienstbeflissenheit der Höflinge aufzustellen. Die Kirche machte eine Erklärung bekannt, den König, ungeachtet seines anerkannten Rechtes der Nach-

folge, dennoch nicht eher aufnehmen zu wollen, als bis er den Convenant unterzeichnet, sich der Kirchenzucht unterworfen, und so wohl den Sünden seines väterlichen Hauses, als der Gottlosigkeit seiner Mutter entsagt hätte. Karl aber versprach sich damahls noch allzu fest die Erhaltung des Königreichs Irland, und durch dasselbe eine so kräftige Unterstützung seiner Sache, daß er nicht nöthig zu haben glaubte, sich von seinen neuen Unterthanen Bedingungen vorschreiben zu lassen.

Während die Schotten auf diese Weise den Samen zu neuen bürgerlichen Unruhen und zu Fehden mit dem Auslande ausstreueten, suchte das Englische Parlament durch kräftige Maßregeln, nicht nur einen festen Grund zu der künftigen Verfassung zu legen, sondern auch derselben bei Auswärtigen Ehrfurcht zu verschaffen. Nachdem die Levellers unterdrückt waren, wurde es durch eine Parlaments-Acte für Hochverrath erklärt, die gegenwärtige Regierung für tyrannisch, angemaßt und unrechtmäßig auszugeben; den Gemeinen im Parlamente die oberste Staatsgewalt abzusprechen; nach dem Umsturze der gegenwärtigen Regierung zu trachten; Meutereien unter den Soldaten anzustiften; sich mit denen zu vereinigen, welche England oder Irland angriffen; sich gegen das Parlament zu empören, seinen fremden oder einheimischen Feinden anzuhangen; oder das große

Siegel nachzumachen. Alle Mitglieder des Parlaments, so wie auch alle diejenigen, welche irgend ein bürgerliches, geistliches oder militärisches Amt innerhalb des Britischen Gebiethes bekleideten, mußten sich verpflichten, der Republik England treu, hold und gewärtig zu seyn. Eben diese Verpflichtung wurde, durch eine nachherige Acte, Allem, was achtzehn Jahre alt war, auferlegt. Reynoldson, der Lord-Mayor von London, welcher sich geweigert hatte, die Acte bekannt zu machen, welche die königliche Regierung abschaffte, wurde in zwei tausend Pfund Sterling Strafe genommen, seines Amtes entsetzt, und auf einen Monath eingekerkert. Vier andere Aldermänner wurden ihrer Posten unfähig erklärt. Das republikanische Interesse gewann, bei der neuen Besetzung der obrigkeitlichen Ämter, die Oberhand. Dieser Umstand verschaffte der Regierung ein solches Zutrauen, daß sie ein hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling von der Stadt borgen, und die Zinsen von acht auf hundert zu sechs herabhandeln konnte. Zum Beweise der Eintracht zwischen der Bürgerschaft und der regierenden Macht gab jene bei der Rückkehr des Generals von der Unterdrückung der Levellers dem Parlamente ein kostbares Fest. Das Parlament, um das Volk mit seinen Handlungen auszusöhnen, die Factionswuth zu besänftigen, und das Gift papistischer, prälatistischer und presbyterianischer Bigotterie zu mildern,

ließ verschiedene Erklärungen ausgehen, worin dasselbe, nach Maßgabe der richtigsten Staatsgrundsätze und der Erfahrungen aus den Zeiten monarchischer Sclaverei, sein Verfahren in Anordnung der neuen Regierungsform vertheidigte. Es verhieß dem Volke die ganze Erfüllung seiner wärmsten Wünsche in Ansehung der Freiheit, der Beförderung der echten protestantischen Religion, einer dauerhaften Kirchenverfassung, und der allgemeinen Wohlfahrt von England und Irland. „Da man sich, hieß es, in die Regierungs-Angelegenheiten fremder Königreiche und Staaten weder bisher gemischt, noch auch künftig zu mischen gedenke, so verspräche man sich von außen her ein Gleiches, und hoffe nicht, daß diejenigen, denen es nicht gebühre, sich in England's Angelegenheiten mischen würden. Sollte aber gleichwohl eine solche Beleidigung vorgehen, so hoffe man, durch den Muth und die Kraft der Englischen Nation, unter göttlichem Beistande, seine Gerechtsame vollkommen vertheidigen zu können.„

Dieses republikanische Muth- und Kraftgefühl äußerte sich nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten. Durch ausgesendete Geschäftsträger suchte das Parlament ein freundschaftliches Verkehr mit den übrigen Mächten von Europa zu unterhalten. Zwei derselben fielen durch die Hände royalistischer Meuchelmörder. Dorislaus im Haag, und Ascham zu Madrid. Beider Örter Regierungen thaten der

Gerechtigkeit gar wenig Genüge. Das Parlament beschwerte sich darüber nicht nur in sehr hohem Tone, sondern ließ auch zur Wiedervergeltung und zum Schrecken dieser giftigen Partei sechs royalistischen Verbrechern, die noch keine Verzeihung erhalten hatten, sogleich den Todesproceß machen.

Der junge König der Schotten hatte sich bisher im Haag aufgehalten. Mit so ungünstigen Blicken auch die Holländer der Kraft entgegen sahen, wozu die junge Republik bald empor zu wachsen versprach; so sehr sie daher aus Grundsätzen der Selbstvertheidigung der Königssache geneigt seyn mochten: so stand es ihnen doch nicht an, durch einen längern Aufenthalt des Königs in Holland das besondere Ziel des Mißvergnügens des Parlamentes zu werden. Sie legten es daher, besonders nach Dorislaus Ermordung, dem Könige so nahe, sich hinweg zu begeben, daß dieser nicht mehr umhin konnte, förmlichen Abschied von der dasigen Regierung zu nehmen, und nach Frankreich zurück zu kehren. Der hierselbst nach Richelieu's Tode an das Staatsruder getretene Cardinal Mazarin hatte zu viel gegen einheimische Widersacher seiner Person und Macht zu kämpfen, als daß er sich auch noch in fremde Händel zu verwickeln Lust gehabt hätte. Da also Karl an dem Französischen Hofe keine Unterstützung fand, so begab er sich bald von dannen

nach der Britischen Insel Jersey, welche sich der neuen Regierung noch nicht unterworfen hatte. Zu Jersey bath Winram, Laird von Liberton, der Schottische Abgeordnete, ihn auf das dringendste, die Regierung des Königreiches unter den vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Da nun seine bisherigen Hoffnungen, Irland zu erhalten, durch die Fortschritte der parlamentarischen Waffen daselbst gänzlich gelähmt wurden, so fing er allmählig an, den Schottischen Anerbiethungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Liberton bekam eine höfliche Antwort, und die Stadt Breda wurde zu einer Zusammenkunft der Schottischen Abgeordneten mit dem Könige bestimmt, um daselbst diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Schotten in Richtigkeit zu bringen. Beide Theile kamen wirklich in Breda zusammen, und die Unterhandlung wurde eröffnet. Da aber die unnachlaßlichen Bedingungen der Schottischen Abgeordneten zum Theil von solcher Beschaffenheit waren, daß Karl's Englische Anhänger und Rathgeber ihre Rechnung dabei nicht fanden, so setzten sich diese mit allen Künsten sophistischer Überredung dagegen, und erfüllten den König mit Hoffnungen, auch wohl ohne Bedingungen mit den Schotten noch fertig zu werden. Diese verfehlten keinesweges ihr Ziel bei einem jungen leichtsinnigen Menschen, der ganz von allen Grundsätzen entblößt war, die ihn selbst hätten leiten sollen, und

welcher zu wenig Religion und Sittlichkeit hatte, um auch die schlechteste Rolle von sich abzulehnen, wenn sie nur egoistischen Absichten beförderlich zu seyn schien. Anstatt jedoch ein redliches und offenherziges Nein den Schottischen Abgeordneten zu antworten, und dann ohne Hehl, wie es einem edeln und tapfern Manne geziemet, zu verfahren, zog er vielmehr, mit eben der verächtlichen Hinterlist und Schlauheit, womit auch sein Vater bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren gewohnt war, die Unterhandlung unentschieden in die Länge; suchte aber gleichwohl indessen sein königliches Ansehen durch Waffen in Schottland herzustellen. James Graham, Marquis von Monrose, der giftigste und gefährlichste Schwärmer für die Königssache, der schon ehedem seine Rolle, wiewohl mit schlechtem Erfolge, in Schottland als General-Capitän gespielt, und sich, aus mancherlei Ursachen, den Haß aller Parteien daselbst zugezogen hatte, war von ihm in dem vorigen Posten von neuen bestätigt worden, und er hatte bereits im Haag Maßregeln gegen Schottland mit ihm verabredet. Als Karl dem Vertrage mit den Schotten zu Breda nicht mehr ausweichen zu können glaubte, schrieb er einen sehr dringenden Brief an Monrose, seine Zubereitungen zu einer Landung in Schottland zu beschleunigen, um den Schluß des Vertrages, wie er sich ausdrückte, noch abzuwenden, Falls es Gott

gefiele, ihn mit gutem Erfolge zu segnen. Monrose hatte, der Verabredung gemäß, bei'm Kaiser, ingleichen bei den Höfen von Dänemark und Schweden um Unterstützung mit Geld, Waffen und Mannschaft angehalten. Da aber diese Unterstützung Theils spät einlief, Theils seinen hochfliegenden Erwartungen nicht entsprach, und Monrose nunmehr fürchtete, daß der König zu einem solchen Vertrage mit den Schotten genöthigt werden möchte, der ihn seiner Stelle und mithin der Gelegenheit beraubte, seine vermeinte Heldenrolle fort zu spielen, so segelte er mit nicht mehr, als fünf hundert Mann, die er im nördlichen Holland und Deutschland zusammen gerafft hatte, nach den Orkney-Inseln ab.

Dieser abenteuerliche Ritterzug mißlang, wie nicht anders zu erwarten war. Monrose'ns Häuflein, das nirgends, selbst bei den Königlichgesinnten keine Unterstützung fand, wurde bald durch Lesley zersprengt; Monrose selbst gefangen genommen; mit einem schaudererweckenden Schaugepränge nach Edinburg gebracht, und nach einem kurzen Processe daselbst öffentlich hingerichtet.

Mit der Nachricht hiervon sanken Karl's Hoffnungen, die Schotten nach seiner Willkür zu behandeln. Er weigerte sich nicht länger gegen ihre Bedingungen; ging, unter einer Bedeckung von sieben Holländischen Kriegsschiffen, un-

ter Segel; und kam wohlbehalten zu Frith in Cromarty an. So viele Zuneigung ihm die Schotten auch bewiesen haben würden, wenn sein Betragen bei und während der Unterhandlung redlich und offenherzig gewesen, und so Manches nicht vorgegangen wäre, was sich bei dieser Lage der Dinge nicht geziemte, so war doch nunmehr ein solches Mißtrauen bei ihnen rege geworden, daß sie ihn nicht eher an das Land kommen lassen wollten, als bis er den Convenant unterzeichnet hätte. Keiner von seinen Englischen Begleitern, als nur der Herzog von Buckingham, durften um seine Person und im Königreiche bleiben.

Während dieser Verhandlungen hatte zwar das Englische Parlament nichts unversucht gelassen, die Schottischen Anhänger des Convenants zu überführen, wie widersprechend und thöricht es wäre, ihr Interesse mit dem Interesse des Stuartischen Hauses zu vereinigen. Als es aber sah, daß Alles nichts half, und die Unterhandlung sich zur Aussöhnung neigte, so rüstete es sich zu einem Kriege, der bei einem solchen Ausgange unvermeidlich zu seyn schien. Fairfax, der noch immer die Stelle eines General-Capitäns über die republikanische Armee bekleidete, war wegen seiner Enthaltsamkeit, bei dem ununterbrochensten Glücke, und bei seinen allgemein anerkannten kriegerischen Fähigkeiten der einzige Befehlshaber, dem die junge Republik wichtige Unter-

nehmungen anvertrauen konnte, welche, wenn ein glücklicher Erfolg sie krönte, nothwendig Macht, Ruhm und Volksgunst erwerben mußten. Allein ein Kampf mit den Schotten, an deren Spitze der natürliche Feind der Englischen Republik stand, hatte zu viel Reitz für Cromwell's rege und täglich wachsende Ehrsucht, um nicht eine Rolle dabei zu verlangen. Der Ruhm, welchen er durch seine schnellen Siege in Irland erworben hatte, gab den Freunden und Geschöpfen seines Ansehens einen scheinbaren Vorwand zu dem Antrage, daß er von der Befehlshaberschaft in diesem Königreiche abgerufen werden möchte, um die kriegerischen Zurüstungen in England leiten zu helfen. Der Groll zwischen den Independenten und Presbyterianern trug das Seitige bei, daß der Antrag durchging. Cromwell wurde, wie ein siegreicher General, mit mehr Ehrenbezeigungen von dem Parlament empfangen, als ein so selbstsüchtiger Charakter ohne Nachtheil der öffentlichen Wohlfahrt ertragen konnte. Auf die Nachricht, daß man in Schottland ein großes Heer errichtete, und bereits Truppen nach den Grenzen gegen England anrücken ließe, indessen sich die Royalisten hierselbst zum Aufstande anschickten, beschloß das Parlament, nicht nur seine verdächtigen Nachbarn zuerst anzugreifen, sondern traf auch die Verfügung, daß Beide, Fairfax und Cromwell, seine Armee anführen sollten.

So sehr es auch der Staatsklugheit und der Würde der Republik gemäß seyn mochte, den Krieg in des Feindes Land zu spielen, und ihn zu entwaffnen, ehe er seine Zurüstungen zum Anfalle vollendet hatte, so waren doch jetzt viele der eifrigsten Republikaner dawider, die Nation so schnell in diesen Krieg zu jagen, weil sie eines Theils Cromwell's Einfluß bei der Armee, andern Theils die Kosten scheueten, welche nothwendig die Auflagen vermehren mußten, worüber ohnehin schon gemurrt wurde. Besonders laut erhoben die Presbyterianer ihre Stimmen gegen das Vorhaben, ihre Brüder anzugreifen, mit welchen sie durch die geheiligten Bande des Convenants vereinigt wären. Fairfax, auch ein Presbyterianer, stimmte um so mehr mit ein, da er mit der neuen Verfügung, wodurch Cromwell ihm an die Seite gesetzt wurde, mißvergnügt war. Fairfax war zwar, ungeachtet seines Presbyterianismus, in Ansehung so wohl politischer, als religiöser Gegenstände, ein Mann von einer ungleich edlern Unbefangenheit der Gesinnungen, als der größte Theil seiner Glaubensverwandten. Er hatte gegen eine republikanische Verfassung nichts einzuwenden, wofern sie nur von einem echten Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit belebt würde. Eben so wenig war er auch ein Feind der Duldung, wofern die äußere Verfassung nur presbyterianisch bliebe. Gleichwohl, gekränkt durch die gänzliche

Ausschliessung seiner Secte von aller geist- und weltlichen Landesregierung; täglich angestachelt von seinem ungestümen herrschsüchtigen Weibe, einer engbrüstigen, von Priestern geleiteten Calvinistinn; dabei zu gewissenhaft, die öffentliche Treue zu verletzen, und zu unwillig über die, auf seine Kosten von dem Parlamente an Cromwell verschwendeten Ehrenbezeigungen: gerieth er unglücklicher Weise in eine so widerwärtige Gemüthsstimmung, daß er sich selbst eine Gewalt entschlug, die nothwendig in so rechtschaffenen Händen, wie die seinigen, bleiben mußte, wenn die junge, noch nicht zur vollen Kraft ausgewachsene Freiheit nicht der Selbstsucht ihrer minder tugendhaften Bekenner zum Raube werden sollte. Er erklärte der Commission des großen Siegels, wie er seine vorige Bestallung durch die neue Verfügung für erloschen ansehe, und sich solcher Gestalt seiner Pflichten entbunden achtete; wie ihm seine schwache Gesundheit und sein Gewissen verböthen, von neuen ein so großes und wichtiges Amt zu übernehmen; und wie er daher bäthe, ihn bei dem Parlamente bestens zu entschuldigen.

So bald das Parlament den Bericht hiervon erhalten hatte, verordnete dasselbe, daß ein Ausschuß des Staatsrathes sich bemühen sollte, dem General seine Bedenklichkeiten zu benehmen, und ihn zur Verwendung seiner Dienste bei einer so wichtigen Angelegenheit zu bewegen. Allein

umsonst bestrebten sich die dazu ernannten Mitglieder, Cromwell, Lambert, Harrison, St. John und Whitlock, die von Fairfax aufgestellten Einwürfe zu widerlegen. Fairfax fuhr immer fort, die Zärtlichkeit seines Gewissens vorzuschützen, und blieb unwandelbar bei seinem Entschlusse, den Befehlshaberstab nicht anzunehmen, obgleich Cromwell, der die Unbiegsamkeit seines Gemüthes, so bald er sich einmahl irgend wozu entschlossen hatte, wohl kannte, das Heuchelspiel der Zuredung so weit trieb, daß er selbst Thränen dabei vergoß. Zum großen Verdrusse, und zur nicht geringen Besorgniß aller echten Freunde der Freiheit, die hinter dem blauen Dunste der Heuchelei Cromwell's unredliche Absichten wohl wahr zu nehmen vermochten, und sich nur auf Fairfax Tugend verließen, entsagte dieser seiner Bestallung, und Cromwell wurde zum Oberbefehlshaber der ganzen Englischen Macht angestellet. Verwegnern und gefährlichern Händen konnte eine Republik, die bisher fast allein durch die Gewalt der Waffen bestand, ein so wichtiges Commando nicht anvertrauen.

Im Anfange des Monaths Julius, 1650, rückte Cromwell mit einem Heere von sechszehn tausend Mann in Schottland, nachdem das Parlament zuvor, in der Absicht, die presbyterianischen Gewissen zu beruhigen, eine Erklärung ausgehen lassen, welche die Gründe und Ursachen dieses An-

griffes in's Licht setzte. Die Schotten hatten es an den nöthigen Gegenrüstungen gleichfalls nicht ermangeln lassen. Ein Heer von zwölf tausend Mann, angeführt von Lesley, lag verschanzt zwischen Edinburg und Läth. Lesley, anstatt sich mit einem so erfahrnen und glücklichen Feldherrn, wie Cromwell, in eine offene Feldschlacht einzulassen, suchte vielmehr erst durch kleinere Gefechte den Muth und die Kräfte seiner noch ungeübten und verzagten Truppen zu beleben. Durch eine genaue Befolgung dieser weisen und behuthsamen Maßregel gelang es ihm, sein Heer nicht nur an Zahl, sondern auch an Kraft zu verstärken.

Die Schottischen Puritaner hatten sich durch ihre letzten Schritte in solche Schwierigkeiten verwickelt, daß, während sie auf der einen Seite ihren feierlichen Convenant gegen eine Englische Heeresmacht zu vertheidigen hatten, sie auf der andern noch weit mehr von ihren natürlichen Feinden, nähmlich ihrem neu erwählten Oberherrn und seinen Anhängern, befürchten mußten. Vier tausend Königsfreunde, damahls durch die Nahmen der „Übelgesinnten und Anwerber„ (Malignants and Engagers,) ausgezeichnet, nebst dem Könige selbst, welcher die Herzen der Soldaten durch kriegerische Unternehmungen für sich einzunehmen gesucht hatte, mußten das Lager verlassen. Und da der König bisher noch immer der Ablegung eines öffentlichen Zeugnisses von der

Aufrichtigkeit seiner, neuerdings angenommenen Gesinnungen ausgewichen war, so ließen nicht nur die allgemeine Versammlung, sondern auch, nach deren Beispiele, der Staatenausschuß und die Armee Erklärungen ausgehen, worin sie betheuerten, daß ihre Sache keinesweges die Sache der „Übelgesinnten„ wäre, daß sie fest ihren vorigen Grundsätzen anhingen, und nur für diese die Waffen führten. Sie sagten sich von der Schuld ihres Beherrschers und seines Hauses los, und behaupteten, daß sie sich seiner Person und Sache nicht anders annähmen, als in so fern er diese der Sache Gottes unterordnete, dieselbe anerkennte und beförderte, und die Sünde seines Hauses so wohl, als auch seine eigene vorige Aufführung bereuete.

Da Karl, welcher den Convenant angenommen, an welchen er nicht glaubte, und feierlich geschworen hatte, etwas zu erhalten, was er bei der ersten günstigen Gelegenheit zu vernichten gedachte, endlich sah, daß bloße Privatversicherungen, ohne das von ihm verlangte öffentliche Zeugniß der Aufrichtigkeit, die Anhänger des Convenants nicht beruhigen würden, so entschloß er sich endlich zu dem folgenden mehr kundbaren, aber auch desto entscheidendern Denkmahle seiner Verstellung. Er dankte in einer öffentlichen Erklärung für die gnädigen Fügungen der Vorsehung, wodurch er aus den Schlingen böser Rathgeber erlöset, wodurch er nunmehr von

der Rechtmäßigkeit des Convenants vollkommen überzeugt, und so fest bestimmt worden wäre, sich und seine Sache ganz allein Gott anheim zu stellen. Er gab vor, tief gebeugten und zerschlagenen Geistes darüber zu seyn, daß sein Vater so bösen Rathschlägen gefolgt wäre, daß er sich dem Convenant und dem Reformations-Werke widersetzt, und das Blut des Volkes Gottes in allen Bezirken seiner Herrschaft vergossen hätte. Er beklagte die Abgötterei seiner Mutter, und die Duldung derselben in seinem väterlichen Hause. „Ein großes Ärgerniß, — so lauteten seine eigenen Worte, — für alle protestantischen Kirchen, und eine große Beleidigung desjenigen, der ein eifriger Gott ist, und die Sünden der Väter an ihren Kindern heimsucht!„ Er erklärte, keine anderen Feinde haben zu wollen, als die des Convenants; er behauptete seinen Abscheu gegen Pabstthum, Aberglauben, Prälatenschaft, Ketzerei, Religionsspaltung und Ruchlosigkeit, und gab vor, wie er fest entschlossen wäre, von dem Allen nichts in seinem Gebiethe zu begünstigen, oder zu dulden. Er gelobte, nimmermehr denen wohl zu wollen, welche ihren Vortheil dem Evangelium und dem Königreiche Christi verzögen. Er bekannte, in seinem Gewissen von der ausnehmend großen Sündlichkeit und Unrechtmäßigkeit des mit den blutigen Irländischen Rebellen eingegangenen Friedensvertrages überzeugt zu seyn; und, so wie er denselben

für ganz ungültig erklärte, so versicherte er auch, daß er es tief vor dem Herren bereue, eine so widerrechtliche Hülfe zur Wiedererlangung des Thrones gesucht zu haben. Trübsal sollte ihm künftig lieber, als Sünde seyn; und auf diese Weise hoffte er, daß, was für Unglück auch seine vorige Verschuldung über sein Haupt gebracht haben möchte, dennoch nunmehr, da ihm die Gnade widerfahren wäre, auf Gottes Seite zu stehen, und den Vorzug der Sache seines Schöpfers vor der seinigen zu erkennen, die göttliche Vorsehung seine Waffen mit Glück krönen würde. — Und diese ganze Erklärung war Lug, wie er selbst, zur Zeit der Unterzeichnung, gegen den Dechanten von Tuam in Irland erklärte. So pflicht- und ehrvergessen können Menschen seyn, wenn es um Kronen zu thun ist!

Karl I. suchte, bei seiner Verstellungskunst, durch Jesuitische Ausflüchte doch wenigstens den Schein der Ehrlichkeit beizubehalten. Dessen weit leichtsinnigerem Sohne verursachte es kein Bedenken, seine eben so bösen Absichten hinter einem Betruge zu verbergen, der keinerlei Ausflucht zur Ehrenrettung seines Charakters mehr übrig ließ. Gleichwohl besaß er nicht Verschlagenheit genug, die Nichtswürdigkeit seiner Gesinnungen so tief zu verstecken, daß man sich auf seine, durch die Zeitumstände veranlaßte Nachgibigkeit, und auf die Feierlichkeit seiner Eidschwüre und Verheissun-

gen überall verlassen hätte. Die Schottischen Convenants-Genossen, mehr, um ihre Brüder, die Englischen Presbyterianer, zu beruhigen, welche das Parlament überredet hatte, daß die Schotten durch Karl's Erhebung von ihren Grundsätzen abgewichen waren, als weil sie etwa mehr Sicherheit gehofft hätten, wenn sie dem Gewissen des Leichtsinnigen neue Fesseln anlegten, leiteten einen Proceß gegen ihn ein, der noch weit furchtbarer und kränkender war, als der, unter welchem sein Vater erlag. Anstatt der Krönungsfeier, die vor der Hand noch ausgesetzt wurde, verurtheilten sie ihn zu einer öffentlichen Demüthigung und Buße vor allem Volke für seine, seines Vaters und Großvaters Sünden und für die Abgötterei seiner Mutter.

Während die Schottischen Convenants-Genossen bemüht waren, durch solche öffentlichen Ausstellungen der Unzuverlässigkeit ihres Königs sich selbst und Andere zu täuschen, behauptete Lesley, ihr General, durch seine Stellung das Übergewicht über Cromwell im Felde. Aus den Grafschaften Meosse und Loth war Alles entfernt worden, was zum Unterhalte der Englischen Armee hätte dienen können; und Cromwell, der es versäumt hatte, auf den Nothfall hinlängliche Vorräthe zur See herbeiführen zu lassen, sah sich in einer solchen Verlegenheit, daß er sich nach Dunbar zurück ziehen mußte. Hierher folgte ihm Lesley sogleich

nach, und lagerte sich, nachdem er die schwierigen Pässe zwischen Berwick und Dunbar eingenommen hatte, auf den Anhöhen von Lammermure, von wo aus man diese Stadt überschauet. Cromwell war dermaßen auf das äußerste gebracht, daß er schon alle sein Fußvolk und sein Geschütz über Meer nach England zurück senden, und nur mit seiner Reiterei durch die feindliche Armee sich durch zu schlagen versuchen wollte, als der Unsinn und die Raserei der Schottischen Geistlichkeit seine Schmach in Ruhm, seine Verzweifelung in Triumpf verwandelten. Voll Zuversicht auf die eingebildete Verdienstlichkeit ihrer Sache, und die hohe Gnade, worin sie deßhalb bei Gott ständen, und voll des Wunsches, die Angreifer nicht ungestraft entkommen zu lassen, behaupteten diese kriegerischen Priester, Offenbarungen zu haben, daß dieses Heer von Sectirern und Ketzern, sammt Agag, seinem Feldherrn, von Gott selbst zum Rachopfer geweiht wäre. Durch die Stärke solcher Versicherungen zwangen sie ihren Anführer, eine Stellung zu verlassen, die ihm die Eroberung zusicherte, und hernach mit ungleichen Waffen um den Sieg zu kämpfen. Cromwell, der durch ein Fernglas das Schottische Lager beobachtete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände gegeben!„ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der

Rausch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten, die Schotten standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit großem Gemetzel. Mehr, als vier tausend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammunition, Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgesinnten„ in Hof und Lager; die Zulassung einer übelgesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Gefechte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und Freiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu Schulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt. Allein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die Partei

sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen, als bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Unterstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches sich zu St. John's Town versammelte, hob die Einschränkungen auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager gehalten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche Buße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen bezeigten, sollten sie so wohl im Lager, als bei Hofe gelassen werden; und die Erniedrigung und Buße des Königs wurde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit großer Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches Cromwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg bei Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch immer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling; und so bald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein neues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet der bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamilton den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet, sich in der Eigenschaft eines Generals im Lager mit aufzuhalten. Diese Verfügungen machten die Einwohner der westlichen Grafschaften so unzufrieden, daß sie sich weigerten, zu einer Armee zu stoßen, welche so weit von den echten Grundsätzen abgewichen wäre, daß sie sich nicht allein von „Anwerbern und

Übelgesinnten, Beistand leisten, sondern sogar von solchen anführen ließe. Sie versammelten sich daher zu einem eigenen besondern Corps, und ließen sich von einem Officier, Nahmens Ker, anführen. Der König von Schottland lagerte sich mit seinem Heere zu Torwood, wo ihn von vorn starke Verschanzungen, und von hinten die Stadt Stirling deckten. Da seine Generale unablässig eben die Maximen befolgten, welche Lesley in dem vorigen Feldzuge, so lange es in seiner Macht war, beobachtet hatte, so lockte sie Cromwell nur vergebens, sich mit ihm in ein Gefecht einzulassen. Nach manchen fruchtlosen Versuchen sendete der Englische Heerführer, in der Absicht, den Schotten die Zufuhr abzuschneiden, einen abgesonderten Haufen unter Lambert's Anführung über den Firth nach Fife. Lambert schlug ein starkes Corps Schotten unter Holbourne und Browne; bemächtigte sich aller Päsße am Firth; und verschaffte auf diese Weise dem ganzen Heere einen sichern Übergang. Da nun dasselbe zwischen den Feind und die nördlichen Provinzen zu stehen kam, von diesen aber dessen meiste Stärke und die Zufuhr der Lebensmittel abhing, so konnte er nicht länger mit Sicherheit seine vorige Stellung behalten.

Jetzt schmeichelte sich Cromwell, die Schotten zum Gefechte genöthigt zu haben. Allein, anstatt dieses Wagestück

zu unternehmen, brachen sie, zu seinem unaussprechlichen Erstaunen, ihr Lager ab, und wendeten sich, vierzehn tausend Mann stark, mit starken Märschen gerade nach England. Cromwell wurde durch diese unerwartete Wendung zwar überrascht, aber nicht außer Fassung gesetzt. Er sandte sogleich Befehle zu Truppenversammlungen in die nördlichen Grafschaften von England, um sich dem Einfalle entgegen zu setzen; er fertigte einen Haufen Reiterei unter Lambert ab, um des Feindes Nachtrab zu beunruhigen, und seinen Marsch zu verzögern; sieben tausend Mann ließ er unter Monk's Anführung zur Bezähmung Schottland's zurück; er selbst zog mit dem übrigen Theile seines Heeres mit aller möglichen Eile dem Könige nach; und, um keinen Vorwurf gegen sich aufkommen zu lassen, als habe er das Land einer Gefahr ausgesetzt, welche hätte abgewendet werden können, rechtfertigte er, in seinem Briefe an das Parlament, sein Betragen. Er behauptete darin, daß, wenn die Regierung nur das Ihrige thäte, den König hinzuhalten, und die haltbaren Pässe zu vertheidigen, alsdann unstreitig sein ganzes Heer aufgerieben werden würde; da hingegen durch einen Winterfeldzug in Schottland die Parlaments-Armee hätte zu Grunde gehen können, indem die dasigen Eingeborenen weit mehr, als die Engländer, zu Beschwerden und Mühseligkeiten abgehärtet wären. Das, was Cromwell solcher

Gestalt zur Rechtfertigung seines militärischen Verfahrens, und zur Stärkung des Muthes seiner Landsleute prophezeiet hatte, traf pünctlich ein. Karl sah sich bei seiner Ankunft in England gänzlich in seinen Hoffnungen betrogen, daß nicht nur alle seine Anhänger, sondern auch alle mit der gegenwärtigen Regierung Unzufriedenen sogleich seinen Fahnen zuströmen würden. Die Englischen Presbyterianer waren nicht nur ganz unvorbereitet, sich in ein so plötzliches und unerwartetes Abenteuer einzulassen, sondern auch unwillig über die lange Weigerung des Königs, sich öffentlich und auf gehörige Weise zu Gunsten des Convenants zu erklären. Die Royalisten, obgleich von mehr Eifer belebt, wurden dennoch durch einen ausgelassenen Ministerial-Befehl, daß Jeder, der zugelassen werden wollte, zuvor den Convenant unterzeichnen müßte, abgeschreckt, sich zu dem Schottischen Heere zu schlagen. Aus diesen und andern hinzutretenden Ursachen war der Zuwachs desselben nicht nur sehr unbedeutend, sondern auch viele Schotten waren auf dem Marsche davon entwichen, entweder, weil ihnen aus politischen Ursachen die ganze Unternehmung mißfiel, oder weil das Wagestück sie schreckte, England anzugreifen, und eine Englische Armee im Rücken zu haben. Als daher der König mit seinem abgematteten Heere zu Worcester anlangte, fand er dasselbe nicht zahlrei-

cher, als es schon bei seinem Aufbruche von Torwood gewesen war.

Während auf diese Weise das Glück die Absichten des Feindes vereitelte, und seine anmaßenden Hoffnungen in Verzweifelung verwandelte, hatten die Verfügungen des Parlamentes gegen diesen Einfall den besten Erfolg. Männer von jeder Nationalpartei, Royalisten nur ausgenommen, ergriffen freiwillig die Waffen zur Vertheidigung der gegenwärtigen Regierung gegen die Anmaßungen des Königs der Schotten. Sogar einige der ausgeschlossenen Parlaments-Glieder traten bei dieser Gelegenheit wieder auf, und der Eifer des Volkes für die Republik war so allgemein, daß Viele bloß die Freiwilligen schon für hinreichend hielten, die Schotten, ohne Beistand der Armee, aus dem Felde zu schlagen.

Unter den wenigen Wagehälsen, die Karl Stuart's Sache verfochten, war der Graf von Derby derjenige, auf welchen sich die Royalisten am meisten verließen. Dieser hatte bisher noch die Insel Man inne behalten, und der Macht der Republik so wohl zu Lande, als Wasser Widerstand geleistet. Um die Zeit, da die Schotten in England einbrachen, unternahm er, an der Spitze von funfzehn hundert Mann Reiterei, eine Landung in Lancashire. Allein, ehe es ihm noch gelang, eine beträchtliche Verstärkung an sich zu ziehen,

wurde er von dem Obersten Lilbourn bei Wigan angegriffen und auf das Haupt geschlagen. Er selbst rettete sich, wiewohl verwundet, mit kaum noch dreißig Reitern nach Worcester, und erweckte daselbst böse Vorahndungen der Zukunft.

Man ging darüber zu Rathe, ob Karl unverzüglich auf die Hauptstadt losgehen sollte. Allein ein Hinderniß, welches Lambert, durch seine auf der Londoner Straße genommene Stellung, verursacht hatte; die Ermüdung des Heeres; die Annäherung Cromwell's; und die Zuneigung der Stadt Worcester, welche allein von allen dem Parlamente sich noch nicht ergeben hatte, und dem Könige jetzt die Thore willig eröffnete, entschieden für den Entschluß, hier zu bleiben, und abzuwarten, was für günstige Gelegenheiten die vielen Empörungen, worauf man hoffte, etwa darbiethen möchten. Entweder aus Nachlässigkeit, oder aus Mangel an Zeit, hatten es die Schotten unterlassen, die gehörigen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen, als die Nachricht einlief, daß der furchtbare Cromwell, dessen Heer auf seinem Zuge von allen Seiten her Verstärkung erhalten hatte, kaum noch eine halbe Tagereise entfernt wäre. Jetzt war es zu spät, noch auf Befestigung zu denken. Cromwell verlor bei seiner Ankunft keinen Augenblick, die gehörigen Anordnungen zum Angriffe zu machen, und sicherte zu

dem Ende seinen Truppen den Übergang über den Fluß Severn. So bald die Landmiliz von Essex, Cheshire und Surry, bei vierzig tausend Mann stark, und von starken Corps regulärer Truppen unterstützt, angerückt war, drang er am 3. September, 1651, dem Jahrstage der Schottischen Niederlage bei Dunbar, von allen Seiten her auf die Schotten ein. Diese wurden, nach einem Gefechte von wenigen Stunden, in einer solchen Unordnung und Verwirrung in die Stadt zurück getrieben, daß es den Engländern gelang, mit ihnen hinein zu dringen. Die von Lesley angeführte Reiterei, die sich außer dem Gefechte hielt, suchte ihr Heil in der Flucht, und überließ das Fußvolk der Willkür des Siegers.

In diesem Treffen wurde das ganze Schottische Heer, sammt hohen und niedern Officieren so wohl, als Gemeinen, wenige Einzelne ausgenommen, entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Denn auch die Reiterei wurde eingehohlt, noch ehe sie Lancashire erreichte. Dem Könige, dem Herzoge von Buckingham, und einigen wenigen glücklicheren Abenteurern gelang es, aller Nachforschungen ungeachtet, aus dem Königreiche zu entkommen.

———

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.











